1.

# Der abgehärtete Eduard.

Den kleinen Eduard nannte jedermann einen braven Knaben. Er war die Gesundheit und Munterkeit selbst. Nie sah man ihn mürrisch. Machte ihn auch etwas traurig, so heiterte sich sein Gesicht bald wieder auf, und er scherzte und lachte von neuem.

Aber wie kommt es nur, daß du immer so munter und froh bist? fragte den kleinen Eduard eines Tages sein Gespiele Fritz. Mir ist oft nicht wohl, und ich kann dann nicht vergnügt und fröhlich seyn.

Ich bin immer gesund, antwortete Eduard, und wenn man allezeit gesund ist, und nichts Böses thut, so fehlt einem nichts, und fehlet uns nichts, so befinden wir uns wohl.

In diesem Augenblicke sprang der kleine Moritz ins Zimmer. Lustig! lustig! rief er; draußen schneyt und tobt es! Der Wind heult wie ein durstiger Wolf. Eduard, nun wollen wir in den Hof, wollen da einen tüchtigen Schneemann machen, und uns im Winde etwas herum treiben!

Ich bin dabey, versetzte Eduard. Das soll Spaß geben. Der Vater hat ohnehin schon zu mir gesagt, daß ich mir im Hof' Bewegung machen soll. Fritz, du kommst doch mit?

Ey warum nicht gar! antwortete Fritz. Da bin ich kein Närrchen, daß ich mich von dem Winde durchwehen lassen und in der Kälte frieren sollte; im Winter lob' ich mir das warme Zimmer. Der Ofen ist dann mein Freund und kein Schneemann.

Du bist wohl ein Närrchen, und zwar kein kleines, sondern ein großes Närrchen, sprach Eduard. Du glaubst, für deinen Körper gut zu sorgen, wenn du ihn warm hältst und vor der kalten Luft bewahrst. Aber du sorgst dadurch sehr schlecht für dich. Wer seinen Leib verzärtelt, macht ihn kränklich, und wer kränklich ist, kann sich der Welt und des Lebens nicht recht erfreuen. Abhärten muß man sich, wenn man sich gesund und wohl befinden will.

Nä! davon mag ich nichts hören! sprach Fritz. Hu hu hu! wie der Wind pfeift! Wer wollte jetzt aus der warmen Stube gehen!

Nun so bleibe hier! versetzte Eduard, blättere in meinen Bilderbüchern herum, oder sieh' uns aus dem Zimmer zu, wie wir den Schneemann machen.

Fritz war damit sehr zufrieden. Eduard und Moritz aber sprangen in den Hof, und fingen an, einen Schneemann aufzuthürmen. Das gab eine Lust! Bald stand der Schneemann da. Nun sprangen Eduard und Moritz um ihn herum, und Fritz sah ihnen aus dem Fenster zu, und freute sich über den Schneemann und die Kapriolen seiner zwey Gespielen.

Nach einer kleinen Stunde kehrten Eduard und Moritz in das Zimmer zurück, und fühlten sich durch die frische Luft gestärkt, die sie eingeathmet hatten. Bald kam Eduards Vater, und holte seinen Sohn zu einem Spaziergange ab. Dieser folgte ihm mit Freuden, Fritz und Moritz aber gingen nach Hause.

Wie froh bin ich, sprach auf dem Wege Fritz zu Moritzen, daß ich in diesem häßlichen Wetter nicht spazieren gehen muß! Der arme Eduard ist recht sehr zu bedauern!

Du bist nicht klug versetzte Moritz. Eduarden macht das Spazierenge-

hen in frischer Luft große Freude. Er ist kein so verzärteltes, schwaches Bübchen als du. Er hat sich abgehärtet, und jede Witterung ist ihm recht. Sein Körper ist durch die Abhärtung fest und kraftvoll geworden, und kann viel vertragen. Dabey befindet sich Eduard sehr wohl und munter, und du wirst ihn nie mürrisch sehen. Du schonst freylich deinen Körper sehr, schläfst in warmen Federbetten, hüllst dich bey jedem kühlen Lüftchen in warme Kleider ein, und ist es etwas regnerisch oder windig oder rauh, so bleibst du hübsch im warmen Zimmer, bist gern in der Nähe des geheitzten Ofens, und glaubst recht glücklich zu seyn, wenn du dich nur nicht der kalten Luft aussetzen mußt. Dafür bist du nun aber auch ein zartes, schwaches, klebriges Männchen, ohne Munterkeit und ohne Kraft. Alle Augenblicke fehlt dir etwas; wenn du auch nicht ordentlich krank bist, so kränkelst du doch fast immer; du bist oft mürrisch und kannst dich nie sehr lange oder recht herzlich über etwas freuen. Da ist Eduard ein Hercules gegen dich.

Fritz wurde über diese Rede fast böse; doch fühlte er es, daß Moritz recht habe, und schwieg.

Und Moritz hatte allerdings vollkommen recht. Eduard war ein abgehär-

zeter und daher auch ein muntrer, fröhlicher Knabe, Fritz dagegen ein sehr elendes, blasses und schwächliches Männchen. Die Folge davon war, daß Eduard ein Alter von achtzig Jahren erreichte, fast niemals krank und beynahe immer zufrieden und heiter war. Dagegen kränkelte Fritz fast immer; jedes rauhe Lüftchen war ihm unangenehm, durch sein mürrisches Wesen wurde er endlich allen Menschen und sich selbst zur Last, und starb schon in seinem dreyßigsten Jahre.

Wohl dem, der seinen Körper frühzeitig abhärtet!

2.

## Philipp und sein Oncle.

Philipps Aeltern lebten in Holland. Er hatte einen Oncle, der Weygand hieß, und den kleinen Neffen sehr liebte. Herr Weygand trieb starken Handel nach dem Welttheile, welcher Afrika heißt, und machte dahin bisweilen eine Reise zu Schiffe.

Philipp, der gern erzählen hörte, war immer froh, wenn Herr Weygand von einer solchen Reise zurückkehrte. Denn nun besuchte der Oncle Philipps Aeltern, und erzählte, wie es ihm auf der Reise gegangen sey, was er auf derselben gehört, gesehen und erfahren habe. Der kleine Mann war dann ganz Ohr, und seiner Aufmerksamkeit entging nicht leicht ein Wort des erzählenden Oheims.

Besonders aufmerksam war Philipp, wenn Herr Weygand von den merkwürdigen Thieren erzählte, die es in Afrika gibt. Dann wünschte er immer, daß er auch in diesen Welttheil kommen, und dort diese merkwürdigen Thiere sehen könnte. O Vater, rief er bisweilen aus, bin ich groß, so muß ich auch nach Afrika.

Einmal erzählte Herr Weygand Mancherley von den vielen Affen, die es in Afrika gibt. Es gibt deren verschiedene Arten, sprach der Oncle, einige haben gar keinen Schwanz, andre sind kurzgeschwänzt, noch andere haben einen langen Schwanz. Sie wohnen in Waldungen, und klettern geschickt auf den Bäumen herum, deren Früchte ihnen wohlschmecken. Man findet deren oft ganze Scharen beysammen. Sie zeichnen sich besonders durch ihre große Liebe

zu ihren Jungen, und durch eine außerordentliche Nachahmungssucht aus. Die Mütter tragen häufig ihre Jungen mit sich auf dem Rücken herum, und es ist gefährlich, sie ihnen rauben zu wollen. Auf meiner letzten Reise wollten meine Leute ein junges Aeffchen fangen; da strömten aber wohl dreyßig alte Affen herbey, und hätten meine Leute zerkratzt und zerfleischt, wenn sie ihrer Wuth nicht durch eine schnelle Flucht entgangen wären. Verliert eine Affenmutter ein Junges, so sucht sie bisweilen einer andern Affenmutter das ihrige zu rauben. Dieß gibt oft zu den größten Raufereyen und Affenkriegen Veranlassung.

Merkwürdig ist der Affe auch dadurch — fuhr Herr Weygand in seiner Erzählung fort — daß er gern alles nachahmt, was er sieht. Menschen, die ihn fangen wollen, legen bisweilen in seiner Nähe Schlingen hin, stellen ihren Fuß hinein, und ziehen die Schlingen zu, lassen sie dann liegen, und gehen fort. Gewöhnlich steigt nun der Affe vom Baume, will den Menschen alles nachthun, legt seinen Fuß in die Schlingen, zieht sie zu, und fängt sich auf diese Weise selbst.

Da, wo sich die Affen für gewöhnlich aufhalten, fressen sie Obst, Blätter, Wurzeln, Eyer und mancherley Insecten. Ihr Trank ist Wasser. Fleisch fressen sie nicht. In Europa füttert man sie mit Roggenbrot, gekochtem Gemüse,

gelben Rüben, Obst und dergleichen mehr; zu trinken gibt man ihnen Wasser mit Milch gemischt, und bisweilen auch Bier.

Der kleine Philipp wünschte nun nichts sehnlicher, als Besitzer eines Affens zu seyn. Lieber Herr Oncle, rief er aus, können sie es möglich machen, daß sie mir einmal einen Affen aus Afrika mitbringen, o so bitte ich sie recht sehr darum. Sie werden mich dadurch glücklich machen!

Der Oncle lächelte. Wir wollen sehen! sprach er. Nach einem Monate trete ich eine neue Reise an; vielleicht daß ich dann deinen Wunsch erfüllen kann!

Philipp klatschte frohlockend in die Hände, herzte und küßte Herrn Weygand, und rief aus: Sie sind ein guter, allerliebster Oncle!

---

3.

## Des Oncles Rückkehr von der Reise.

(Fortsetzung.)

Nach einem Monate lag Herrn Weygands Schiff, auf welchem er nach Afri-

ka fahren sollte, segelfertig da. Er nahm von Philipps Aeltern Abschied, und versprach, Philipps Wunsch nicht zu vergessen. Mit freundschaftlichen Glückswünschen begleitet, fuhr Herr Weygand ab.

Wenn Philipp an die Rückkehr seines Oncles dachte, so lachte sein Herz vor Freude. Jeden Tag betete er, daß dem Oncle auf seiner Reise kein Unfall zustoßen, und daß er gesund und wohl nach seiner Heimath zurückkehren möchte.

Nach einigen Monaten hörte Philipp die frohe Nachricht, daß sein geliebter Oheim mit seinem Schiffe glücklich in den Hafen eingelaufen sey, aus welchem er abgefahren war. Wer war nun froher als Philipp! Er dachte von diesem Augenblicke an fast an nichts anderes, als an den Oncle, und an den Affen, den er ihm vielleicht mitbringe.

Endlich erschien Herr Weygand bey Philipps Aeltern. Er wurde von ihnen und von ihrem Sohne mit großer Freude empfangen. Der kleine muntre Neffe fiel ihm um den Hals, und rief aus: willkommen, liebster Oncle, herzlich willkommen!

Bald darauf kam ein Matrose herbey, der ein kleines Kästchen trug.

Dieß Kästchen ist für dich, lieber Philipp, sprach er. Aber wirst du es auch errathen, was darin ist? Rath' einmal! —

Ach, bester Oncle, rief Philipp aus, ist ein Affe darin, so ist dieß das Allerliebste für mich!

Der Matrose öffnete nun das Thürchen von dem kleinen Kasten, und, welch' ein Glück für Philipp! er erblickte darin wirklich einen ungeschwänzten Affen. Der kleine Neffe war außer sich vor Freude. Er jubelte laut, lief im ganzen Hause herum, und rief jedem, den er sah, mit Händeklatschen zu: mein Oncle ist der beste Mann von der Welt; er hat mir aus Afrika einen Affen mitgebracht!

Philipp! Philipp! sagte der Vater, als der kleine Mann ins Zimmer zurückkehrte, der Oncle macht dir viel Freude, und doch vergissest du, ihm dafür zu danken.

Philipp wurde etwas roth im Gesichte. Ich bitte um Verzeihung, sprach er, die Freude hat mich unachtsam gemacht. Liebster, bester Oncle, Sie haben mir ein herrliches Präsent gemacht; nehmen Sie dafür meinen schönsten, herzlichsten Dank.

Philipp küßte dem Oncle die Hand, und versprach immer dankbar gegen ihn zu seyn, und sich so aufzuführen, daß der Oheim an ihm nur Freude erleben sollte.

Herr Weygand erzählte nun, wie er zu diesem Affen gekommen sey. Wir kamen, so sprach er, eines Tages durch einen Wald, und sahen mehrere Affen auf einem Baume. Wir machten gerade Halt, um das Mittagsessen einzunehmen. Einer meiner Leute hatte ein Stück Leder bey sich, aus welchem er schnell einen langen schmalen Stiefel zusammen nähte, und in denselben eine klebrige Materie, eine Art von Vogelleim, goß. Diesen langen Stiefel legte er so hin, daß ihn die Affen sehen konnten. Dann zog er sich seinen eignen Stiefel mehrmals aus und an, und ging fort. Einer der Affen stieg sogleich vom Baume, eilte zu jenem langen Stiefel, der mit Vogelleim gefüllt war, und wollte sich ihn anziehen. Er blieb darin stecken, und konnte nicht recht von der Stelle. Jetzt liefen meine Leute hinzu, um ihn zu fangen. Er wehrte sich lange, denn man sollte kaum glauben, wie viel Kraft ein solches Thier besitzt. Meine Leute wurden von ihm geohrfeigt und tüchtig zerkratzt. Endlich aber überwältigten sie ihn doch, und brachten ihn frohlockend nach dem Reisewagen. Ich gab

ihnen für ihre Mühe eine Flasche Branntwein und einiges Geld, und ließ für das Thier in dem nächsten Orte, in den wir kamen, dieses Kästchen machen. Und so bin ich in den Besitz des Affen gekommen.

Herr Weygand sagte nun Philippen, wie er das Thier behandeln und womit er es nähren sollte. Philipps Freunde kamen nach und nach alle herbey, um den Affen zu besehen. Es wurde beschlossen, ihm den Namen Kiki zu geben.

4.

## Philipp und Kiki.

(Beschluß.)

Der Affe Kiki war ein drolliges Thier, und machte seinem kleinen Besitzer tausend Spaß. Aepfel und Birnen aß er außerordentlich gern; wer ihm daher eine von diesen Baumfrüchten brachte, machte ihm große Freude. Er griff hastig mit den Pfoten darnach, und verzehrte sie in einer aufrechten Stellung mit Schnelligkeit.

Eines Tages trug Philipp mit seinen Cameraden den drolligen Kiki in den Garten. Das Thierchen belustigte alle durch sein possierliches Benehmen. Auf Ein Mal machte Kiki sonderbare Grimassen. Er zog die Lippen schnell hin und her, klapperte mit den Zähnen, und schrie ein über das andere Mal: Ji Aa! Ji Aa! Auch zog er sich scheu in einen Winkel des Kästchens zurück, und schien in großer Furcht zu seyn.

Die Knaben wußten nicht, was das bedeuten sollte. So hatte sich Kiki noch nie gebehrdet. Eben trat Herr Weygand in den Garten. Philipp machte ihn sogleich auf das Benehmen des Affen aufmerksam. — Seht euch nur um, sprach Herr Weygand, über euch werdet ihr etwas erblicken.

Die Knaben erhoben sogleich ihre Blicke, und bemerkten über sich einen großen Raubvogel, der sich in der Luft herumdrehte.

Seht, sagte Herr Weygand, das ist die Ursache, warum Kiki sich so furchtsam gebehrdet. Die Affen von dieser Art pflegen sich fast vor nichts so sehr zu fürchten als vor großen Raubvögeln. In ihrer Heimath sieht man sie oft, wenn sie solche Vögel erblicken, mit größter Schnelligkeit und mit lautem Angstgeschrey in versteckte Winkel fliehen, und sich da so lange verbergen, bis

jene Raubvögel davon geflogen sind. Daher thut auch Kiki so ängstlich. Wenn der Geyer, der über uns schwebt, verschwunden ist, wird Kiki gleich wieder ruhig werden.

Herr Weygand hatte Recht. Der Raubvogel flog davon, und der Affe verlor alle Furcht, und war so unbefangen als vorher.

Kiki war, so wie alle Affen, sehr neugierig, und machte gern alles nach, was er sah. Das gab zu mancherley Späßen Veranlassung. Einer von Philipps Gespielen brachte einmal eine Schnupftobacksdose mit, machte sie auf, und schnupfte. Der Affe sah es, und da man absichtlich die Dose neben ihm liegen ließ, so ergriff er sie schnell, nahm den Deckel herunter, und schnupfte. Das behagte ihm aber sehr übel. Er fing an, häßliche Grimassen zu machen, die Nase zu reiben, und mit den Zähnen zu fletschen. Von nun an nahm er sich vor den Dosen sehr in Acht.

Ein ander Mal brachte ein Camerad von Philipp mehrere zugemachte Düten mit, öffnete sie, und schüttete das, was sie enthielten, in den Mund. Die letzte davon, in der sich Rhabarbara befand, die einen sehr widrigen Geschmack hat, ließ er absichtlich neben dem Affen liegen, und entfernte sich.

Dieser griff schnell darnach, machte sie mit seinen Armpfoten auf, und steckte die Zunge hinein, um sie auszulecken. Aber welche Gesichter machte er nun! Die Rhabarber schmeckte ihm sehr widerlich. Er fing an zu spucken, warf grimmig die Düte weg, und gebehrdete sich sehr zornig. — Auf diese Weise wurde Kiki oft angeführt.

Es traf sich, daß Kiki mehrmals in dem Zimmer war, in welchem sich Philipps Vater frisiren ließ, und dieß Geschäft mit ansah. Einmal band ihn Philipp in diesem Zimmer los, und ließ ihn frey herum spazieren. Nach einer Stunde kam Philipp mit einem seiner kleinen Freunde in dieses Zimmer. Welch ein Anblick! Kiki saß am Frisirtische auf einem Stuhl, hatte sich ein Tuch umgenommen, den Spiegel vor sich hingesetzt, und frisirte sich mit allem Eifer. Einen ganzen Tiegel Pomade hatte er ausgeleert, und sich damit eingeschmiert, und über ein halbes Pfund Puder über sich gestreut. Man konnte nicht leicht einen possierlicheren Auftritt sehen. Philipp und sein Camerad wußten sich vor Lachen kaum zu fassen.

Solche Auftritte gab es mit dem Affen Kiki noch gar manche. Philipp

hatte ihn viele Jahre lang, und verschenkte ihn an einen Freund, als er seine Vaterstadt verließ, und zu einem fremden Kaufmanne in die Lehre kam.

5.

## Böse Angewohnheiten.

Es ist häßlich und schädlich, wenn der Mensch sich manches angewöhnt, was nicht schön und nicht gut ist. Wie schwer ist es, eine angenommene Gewohnheit wieder abzulegen! und wie sehr kann man sich und andern durch böse Angewohnheiten schaden!

Emilie war ein liebes, gutes Mädchen; aber sie gewöhnte sich eine schreyerische Stimme an. Niemand hörte sie gern. War sie in Gesellschaft, und sie wollte etwas erzählen, so war niemand darauf aufmerksam. Das kränkte sie sehr. Mehrere Menschen, die eben nicht das beste Herz hatten, machten sich über sie lustig, und nannten sie eine Nachtwächterin, einen Holz-

heher, eine Aelster, u. d. m. Das kam Emilien zu Ohren. Sie weinte bitterlich darüber. Aber ihre Aeltern sagten zu ihr: Du bist selbst Schuld, liebe Tochter, daß dir diese Kränkungen wiederfahren. Es läßt ungemein häßlich, wenn ein Mädchen so widerlich schreyt als du. Gewöhne dir diesen Fehler ab, und man wird sich über dich nicht mehr lustig machen. Emilie befolgte diesen guten Rath der Aeltern. Freylich wurde es ihr sehr schwer, sich ihre schreyerische Stimme abzugewöhnen; am Ende ging es denn doch, und Emilie befand sich nun glücklicher. Man hörte ihr gern zu, wenn sie etwas erzählte, und keinem Menschen fiel es nun ein, sich über ihre Stimme aufzuhalten, und ihr Spottnamen zu geben.

Conrad ließ immer seinen Kopf hängen, wenn er vor sich hin sah. Bald war ihm dieß zur Gewohnheit geworden. Er hieß nun überall der Kopfhänger, und einige nannten ihn einen zehnjährigen Greis. Wirklich ließ ihm auch seine Angewohnheit sehr übel, und er mußte sich deßhalb vielen Spott gefallen lassen. Dieß brachte ihn endlich zu dem Entschlusse, auf die Haltung seines Körpers aufmerksamer zu seyn, und seinen Kopf aufrecht zu tragen. Nach drey Monaten brachte er es so weit, daß er

hübsch gerade und aufrecht ging. Nun lobte man die Haltung seines Körpers, und nannte ihn nicht wieder einen Greis.

Hannchen war bey Tische, wenn sie aß, auf sich nicht genug aufmerksam. Sie schmatzte oft, und oft beschmuzte sie ihre Kleider. Einmal speiste Bärbchen bey ihren Aeltern. Hannchen schmatzte wieder. Das merkte sich Bärbchen, und sagte es weiter. Was geschah? Viele nannten von nun an das arme Hannchen ein — Ferkelchen. Dieß kam ihr zu Ohren, und sie weinte bitterlich darüber. Da sagte ihre Mutter zu ihr: meine Tochter, ich habe dir schon mehrmals gesagt, wie häßlich es sey, beym Essen zu schmatzen. Das ist jedem gesitteten Menschen zuwider. Gewöhne dir diesen häßlichen Fehler ab, und man wird dich nicht auslachen. Hannchen richtete sich nach der Erinnerung der Mutter. Aber es dauerte lange, bis sie es dahin brachte, daß sie, wenn sie aß, nicht mehr schmatzte. Von nun an machte sich aber auch niemand wieder über sie lustig. — Einmal war Hannchen, die sehr gern tanzte, zu einem kleinen Hausballe eingeladen. Ehe der Ball anging, auf den sie sich schon Wochen lang gefreut hatte, wurde ein kleines Gastmahl gegeben, an dem sie auch Theil nahm. Sie war abermals auf sich nicht aufmerksam, und

beschmuzte ihr schönes weißes Kleid so sehr, daß sie erschrack, als sie vom Tische aufstand, und die vielen Flecken erblickte, die sie sich durch ihre Unachtsamkeit in ihr neues, kostbares Kleid gemacht hatte. Sie konnte nun beym Balle nicht erscheinen, sondern mußte die Gesellschaft verlassen, und nach Hause gehen. Hier weinte sie bitterlich. Die ganze Nacht konnte sie nicht schlafen. Ihr schönes, beflecktes Kleid, und der Ball, an dem sie nicht Antheil nehmen konnte, schwebten ihr immer vor und ließen ihr keine Ruhe. Am andern Tage bekam sie noch obendrein von den Aeltern Verweise über ihre Unachtsamkeit beym Essen, und war nun untröstlich. Dieß wirkte übrigens so viel, daß sie anfing, bey Tische auf sich viel aufmerksamer zu seyn, und dadurch ihren Anzug mehr zu schonen.

Emmerich hatte sich es angewöhnt, im Bette zu lesen, und dabey Licht zu brennen. Man machte ihn zwar darauf aufmerksam, daß dieß eine böse, gefährliche Gewohnheit sey; aber er ließ sich davon nicht abbringen. „Ich kann nicht anders einschlafen, sprach er, als wenn ich im Bette lese. Uebrigens bin ich in Ansehung des Lichtes vorsichtig, und es ist kein Unglück zu besorgen.“ — Eines Tages war Emmerich viel herumgegangen

und sehr müde geworden. Er legte sich ins Bett, und fing wieder an zu lesen. Aber seine Müdigkeit war so groß, daß seine Augen bald zufielen, ehe noch das Licht ausgelöscht war. Nach zwey Stunden, als das Licht stark abgebrannt war, erreichte die Flamme die Papiere, die auf dem Tische rings herum lagen. Bald fing auch das Bett, in welchem Emmerich lag, zu brennen an. Er schrie laut auf; aber es war fast Mitternacht; alles lag in tiefem Schlafe, und niemand hörte ihn. Glücklicher Weise ging eben der Nachtwächter bey dem Hause vorbey, und bemerkte den hellen Schein in Emmerichs Zimmer. Er machte sogleich Lärm. Man stürzte in das Haus und in das brennende Zimmer, und rettete den unglücklichen Emmerich. Aber er war bereits so stark verbrannt, daß er den Tag darauf unter den größten Schmerzen und unter einem herzergreifenden Geschrey seinen Geist aufgab. Außer dem Hause, in welchem er wohnte, brannten noch zwey andere ab.

Es gibt viele häßliche, böse Angewohnheiten und jeder, der dieß Buch liest oder sich daraus erzählen läßt, wird im Stande seyn, deren mehrere zu nennen. Lieben Kleinen, nehmt euch vor solchen Angewohnheiten sorgfältig in Acht, denn

nur zu leicht wird die Gewohnheit zur andern Natur, und es ist dann außerordentlich schwer sie abzulegen.

## 6.

## Die Fledermaus.

Der kleine Christian ging eines Nachmittags mit seinem Hofmeister, Herrn Will, spazieren. Sie kamen an einen Meyerhof, wo mehrere Knaben aus der Vorstadt beysammen waren, und gewaltig schrieen.

Was habt ihr vor? fragte Herr Will die Knaben. Warum schreyt ihr so sehr?

Wir jubeln! rief einer von den kleinen Männern. Hier haben wir ein garstiges Thier erhascht, das wollen wir steinigen.

Was wollt ihr thun? sprach Herr Will. Ein Thier wollt ihr steinigen? Ist das erlaubt? Was hat euch das Thier gethan?

Es ist ein garstiges und schädliches Thier! schrieen mehrere Knaben. Es muß getödtet werden! Wir geben keinen Pardon!

So zeigt doch her, sprach Herr Will, was ist es für ein Thier?

Die Knaben zeigten nun das Thier, das sie an einem Bindfaden angebunden hatten. Es war ein Mittelding zwischen einem vierfüßigen Thiere, und einem Vogel. Außer den Füßen hatte es auch Hände, die länger als der Leib waren. Diese Hände mit vier Fingern und die Füße waren in eine dünne Flughaut verwebt, vermittelst welcher Flughaut das Thier fliegen konnte. Es war eine Fledermaus, welche der kleine Christian von allen Seiten betrachtete.

Lieben Kinder, sprach Herr Will zu den Knaben, tödtet dieses Thier nicht; denn es ist nützlicher als ihr glaubt. Ihr habt recht, daß es etwas häßlich aussieht, aber deßhalb darf man noch kein Thier tödten. Auch darin gebe ich euch Recht, daß die Fledermäuse manchen Schaden anrichten. Sie lieben den Speck und alle Fettigkeiten, und fliegen daher bisweilen in die Schornsteine und Fleischkammern, um Speck und andere Fettigkeiten zu erhaschen. Aber dieß thun sie nur dann, wenn sie keine andere Nahrung finden. Nun muß ich euch aber auch sagen, wie sehr nützlich die Fledermäuse von der andern Seite

sind. Ihr wißt, daß in manchem Jahre die Anzahl der Raupen und Käfer sehr groß ist. Sie thun dann den Gewächsen und den Bäumen vielen Schaden, zerfressen alles, und sind eine wahre Plage. Es muß uns sehr willkommen seyn, wenn dann andere Thiere sich ein Geschäft daraus machen, diese schädlichen Raupen und Käfer aufzufressen und ihre Zahl zu vermindern. Dieß thun die Fledermäuse. Sie fressen vielerley große und kleine Käfer, Aas- May- und Roßkäfer, Nachtschmetterlinge und dergleichen Insecten mehr. — Wollt ihr nun noch immer dieses Thier steinigen?

Nein! nein! riefen alle Knaben. Wenn es so nützlich ist, so soll es leben. Aber wer hätte das gedacht, daß die Fledermäuse Nutzen bringen könnten!

Lieben Kinder, antwortete Herr Will, alles ist gut, was Gott gemacht hat. So viele Thiere, die uns gar nicht nützlich scheinen, sind es doch, wenn wir die Sache nur genauer untersuchen. Daher sollten wir ohne Noth in Gottes Schöpfung durchaus nichts zerstören, auch wenn es uns keinen Nutzen zu gewähren scheint.

Die Knaben dankten Herrn Will für seine gefällige Belehrung, und ließen die Fledermaus frohlockend los.

Herr Will spazierte mit dem kleinen Christian weiter.

7.

# Der Blutsauger.

(Beschluß.)

Der Hofmeister des kleinen Christian erzählte auf dem Spaziergange seinem wißbegierigen Schüler mancherley von den Fledermäusen. Unter andern erwähnte er auch eine Art derselben, welche Blutsauger oder Trichternase heißt.

Christian war sehr begierig, von dem Blutsauger etwas mehr zu erfahren, und Herr Will erzählte ihm unter andern auch Folgendes von diesem Thiere:

Der Blutsauger sieht unsern inländischen Fledermäusen sehr ähnlich. Seine Farbe ist aschgrau, und er zeichnet sich besonders dadurch aus, daß er den Menschen und Thieren sehr gern das Blut aussaugt. Er stellt dieß so an. Wenn Menschen oder Thiere schlafen, so fliegt er herbey, und verwundet sie durch einen Biß oder durch ein längeres Lecken mit seiner warzigen Zunge. Nun fliegt er schnell davon, und gibt Acht, ob die Schlafenden darüber aufwachen.

Geschieht dieß nicht, so kommt er wieder zurückgeflogen, hängt sich an den gebissenen oder wundgeleckten Körper an, und saugt sich dick voll Blut.

Das ist ja auf diese Weise ein entsetzliches Thier! rief Christian aus. Gibt es denn solcher Blutsauger auch in Europa?

Das nicht, mein Kind! antwortete Herr Will. Diese blutgierigen Fledermäuse findet man nur in Amerika. Aber hier trifft man sie in manchen Gegenden in großer Menge an. Sie richten bisweilen in den Taubenhäusern große Verheerungen an, besonders tödten sie viele junge Tauben. Auch den Schweinen sind sie sehr gefährlich. Sie beissen ihnen häufig die Saugwarzen ab.

In Afrika, Asien und Australien gibt es eine andere Art von Fledermäusen, welche Vampyr heißen. Der Vampyr ist gewöhnlich so groß als eine Taube. Er lebt in großer Gesellschaft, und bisweilen sieht man so viele Vampyre, besonders des Abends, herumfliegen, daß es scheint, als ziehe eine Wolke daher. Sie nähren sich von Früchten, saftigem Obste und trinken gern den Saft der Palmbäume. Davon sollen sie bisweilen so stark berauscht werden, daß sie trunken und wie todt zur Erde fallen. Die Schwarzen finden das Fleisch

des Vampyrs sehr schmackhaft, und essen es gern. Wenn man ihn neckt, so beißt er tüchtig, sonst ist es ein gutes, friedliches Thier.

Unter solchen Erzählungen verging den Spazierenden sehr schnell und angenehm die Zeit. Christian war gewohnt, wenn er etwas Nützliches erfahren hatte, dasselbe seinen Aeltern wieder zu erzählen. Das that er auch jetzt. Was er von den Fledermäusen gehört hatte, theilte er sogleich auch seiner Mutter und dem Vater mit. Manches davon schrieb er auch in sein Tagebuch.

8.

## Siegmund und Caroline
oder
## Anständigkeit.

Siegmund und Caroline waren zwey Geschwister; aber in manchen Stükken waren sie einander sehr unähnlich. Der Bruder war hitzig und oft sehr unhöflich, die Schwester dagegen sehr sanft und artig. Oft sagte die letztere zu

Siegmunden: ich habe dich recht gern, lieber Bruder, aber ich kann es nicht billigen, daß du dich nicht immer auf eine schickliche und anständige Weise benimmst. Du solltest doch auf dein Betragen ein wenig mehr aufmerksam seyn.

Du hast mir nichts zu befehlen, rief Siegmund unwillig. Du hast kein Recht, über mich das Ober-Commando zu führen. Ich werde dieß nicht dulden!

Nur nicht so hitzig! sprach Caroline. Ueber dich das Ober-Commando zu führen, kommt mir nicht von weitem in den Sinn. Ich glaubte nur —

Ey was glauben! rief Siegmund, und fing mit der Schwester an zu zanken.

Jetzt öffnete sich die Thür, und es trat Siegmunds Mutter mit seinem Oncle in das Zimmer. Caroline eilte ihm entgegen, hieß ihn willkommen, und küßte ihm die Hand. Siegmund dagegen achtete auf den Oncle nicht im geringsten, begrüßte ihn nicht, und fuhr fort, seine Schwester bitter zu tadeln.

Lieber Bruder, sagte Caroline, so schweig doch nur! es schickt sich nicht, daß du jetzt zankst; was wird der Oncle dazu sagen?

Ey was schicken! schrie Siegmund, du bist ein schnippisches Ding, und ich werde es nicht leiden, daß du grob gegen mich bist und mir befiehlst.

Die Mutter hatte mit dem Oncle etwas im Vertrauen zu sprechen. Siegmund, sagte sie, sey doch still, daß ich mit deinem Oncle ruhig reden kann.

Aber Siegmund trat hitzig vor die Mutter hin, und sagte: wer auch immer hier seyn mag — ich kann es nicht leiden, daß Caroline mir befiehlt. Sie ist ein einfältiges häßliches Mädchen! Der Oncle hat sie gern, aber ich frage nichts darnach — sie ist und bleibt in meinen Augen —

Du bist gleich still, sagte die Mutter sehr ernsthaft; siehst du nicht, daß deine Mutter und dein Oncle hier sind. Ist es schicklich, daß du so trotzig bist? Schäme dich über dein unanständiges Betragen!

Siegmund drehte sich um, machte häßliche Grimassen und knurrte. Die Mutter konnte es nicht länger aushalten. Sie ergriff den unanständigen Sohn beym Arm, führte ihn zum Zimmer hinaus, und sperrte ihn in eine kleine Kammer, wo es viele Mäuse und bisweilen selbst Ratten gab.

Siegmund fing bitterlich zu weinen an, und bat, die Mutter möchte ihn wieder heraus lassen, weil er die Mäuse und Ratten nicht leiden könne.

Die Mutter antwortete: du kannst die Mäuse und Ratten nicht leiden,

und ich kann unanständige Buben nicht leiden. Wer sich nicht anständig zu benehmen weiß, gehört nicht unter gesittete Menschen.

Carolinchen bat für den Bruder, aber es half nichts. Er mußte zwey Stunden lang in der Mäusekammer sitzen, und erschrak nicht wenig, als zwey Ratten dicht bey ihm vorbeyliefen. Einige Zeit hindurch benahm er sich artiger, aber es dauerte nicht lange, so verfiel er von neuem in seinen alten Fehler.

9.

## Folgen eines unanständigen Betragens.

(Beschluß.)

Siegmund trieb sein unanständiges Betragen oft sehr weit. Hatte er Lehrstunden, so machte er bisweilen ein so starkes Geräusper, daß der Lehrer nicht laut genug reden konnte. Machte ihm dieser Vorstellungen deßhalb, so lachte Sieg-

mund nicht selten und sagte: es steckt mir etwas im Halse, oder ich habe den Husten, und da kann ich nicht dafür, daß ich mich räuspern muß. Hatte er nicht Lust zu lernen, so gähnte er laut dem Lehrer ins Gesicht, ohne sich die Hand vor den Mund zu halten. Machte ihm der Lehrer Erinnerungen, so brummte er oft über ihn.

Bey Tische benahm sich Siegmund oft auch sehr unschicklich. Er gähnte bisweilen laut. Kam auf den Tisch ein Gericht, das er nicht gern aß, so verzog er den Mund, schnitt häßliche Gesichter, und erlaubte sich wohl gar, der Speise, die ihm nicht recht war, einen schmuzigen Namen zu geben. Bisweilen kneipte er den Hund der Mutter bey Tische so sehr, daß das Thier zu heulen anfing, worüber dann Siegmund herzlich lachte.

Doch einmal bekam ihm dieser unanständige Spaß sehr übel. Eben wurde eine heiße Brühe auf den Tisch getragen. Siegmund kneipte auch jetzt den Hund. Diesen schmerzte es so sehr, daß er nach der Hand des muthwilligen Kneipers haschte, und ihn tüchtig biß. Siegmund schrie darüber laut auf, und sprang vom Stuhle auf. Der Bediente, der eben mit der heißen Brühe hinter ihm stand, bekam dadurch einen solchen Stoß, daß ihm die Schüssel aus den Händen

fiel. Sie fiel auf Siegmund, und er wurde von der heißen Brühe ganz begossen. Darüber erhob er ein jämmerliches Geschrey, und schimpfte auf den Bedienten, der bey der Sache doch ganz unschuldig war. Die Mutter befahl dem ungezogenen Sohne, sich sogleich aus dem Zimmer zu entfernen, und sich nicht wieder sehen zu lassen. Er weinte fast eine Stunde lang fort.

Siegismund schadete durch sein unanständiges Benehmen sich selbst. Nirgends war er wohlgelitten. Man floh seinen Umgang, und fühlte sich in seiner Gesellschaft nicht wohl. Da er auch in seinem Aeußerlichen sich sehr vernachläßigte, und oft, wenn er wohin eingeladen wurde, in einem beschmuzten oder wohl gar zerrissenen Anzuge erschien, so lud man ihn am Ende in gar keine Gesellschaft mehr.

In seinem dreyßigsten Jahre speiste Siegmund in einem Gasthofe an öffentlicher Tafel mit einem vornehmen Officier, und benahm sich gegen diesen so unanständig, daß er ihm vor mehr als dreyßig Gästen eine Ohrfeige gab, und ihm dabey sagte: wenn ihm diese Ohrfeige nicht anständig wäre, so sollte er mit ihm fechten. Als Siegmund vom Fechten hörte, lief ihm ein kalter

Schauer über den Leib. Er sprach kein Wort, sondern schlich sich beschämt zum Speisezimmer hinaus.

Dieser Vorfall wurde in der ganzen Gegend bekannt, und jedermann freute sich, daß der unanständige Siegmund dießmal so derb abgefertigt worden sey. Lange Zeit hindurch nannte man ihn den geohrfeigten Siegmund.

Ganz anders ging es Carolinen. Dieses liebenswürdige Mädchen benahm sich immer und überall so wie es sich schickte. Ihr feines, anständiges Betragen gefiel jedermann. Man sah sie gern um sich, lud sie häufig ein, und war gegen sie ungemein gefällig. Sie erwies jedem alle Ehre, die ihm zukam, erlaubte sich nie ein unanständiges Wort oder einen unartigen Scherz, fiel niemanden in die Rede, erschien immer reinlich angezogen, und erwarb sich dadurch allgemeine Achtung. Denn ein anständiges Betragen gewinnt überall die Herzen und die Gunst der Menschen.

10.

# Das Faulthier.

Vater, sagte der muntre Peter, ich komme eben von meinem Cameraden Christoph. Den hat sein Lehrer tüchtig ausgemacht. Ich bin dabey in Angst gerathen.

Der Lehrer wird wohl Ursache dazu gehabt haben, antwortete der Vater.

Peter. Die hat er allerdings gehabt. Christoph hatte in dieser Woche schon zum dritten Male die Arbeit nicht gemacht. Darüber wurde sein Lehrer böse, und sagte: weißt du, was ich dir letzthin vom Faulthiere erzählt habe? Du machst es nicht besser als das Faulthier. — Nun möcht' ich gern wissen, lieber Vater, was denn dieß für ein Thier ist; ich habe noch keines gesehen.

Vater. Das wirst du auch nicht leicht zu sehen bekommen. Es ist nicht in Europa, sondern in Amerika zu Hause. Aber erzählen kann ich dir Einiges von diesem Thiere, wenn du zuhören willst.

Peter. O erzähle, lieber Vater! Ich höre ungemein gerne von ausländischen Thieren.

Vater. Das Faulthier ist ungefähr so groß als ein Fuchs. Da es des Nachts sehr oft mit ernsthaftem, feyerlichen Tone Ai ausruft, so pflegt man es auch Ai zu nennen. Sein Körper ist mit grauen Haaren besetzt, welche dick und zottig sind; sein Kopf ist ebenfalls dick. Ueberhaupt ist der Ai von erbärmlicher Gestalt. Wenn er schlafen will, so hängt er sich an einen Baum, und schlummert dann ein. Daß man dieses Thier Faulthier nennt, kommt daher. Es hat einen außerordentlich langsamen, schleppenden Gang, und hängt dabey den Bauch bis auf die Erde. In einem Tage kann es kaum funfzig Schritte zurück legen. Es nährt sich von Baumfrüchten. Ob es sich gleich sehr langsam auf der Erde fortschleppt, so ist es doch ziemlich flink im Klettern. Hat es einen Baum bestiegen, so geht es von demselben nicht eher herab, bis es nicht alle Früchte desselben abgefressen hat. Ist dieß geschehen, so rollt es sich zusammen, und stürzt herab. Dieses Thier, das ein sehr zähes Leben hat, zeichnet sich auch dadurch aus, daß es gar nicht säuft, und mehrere Wochen lang hungern kann.

Peter. Ich danke, bester Vater, für diese Erzählung. Uebrigens möchte ich nicht an Christophs Stelle seyn. Denn der Name Faulthier, den er bekommen hat, ist eben kein Ehrentitel.

Vater. Da hast du Recht; ich hoffe, du wirst nie dem Ai gleichen.

Peter. Gewiß nicht, lieber Vater, gewiß nicht! Hier hast du meine Hand darauf.

## 11.

## Der arbeitsame Dietrich.

Dietrichs Vater hatte die gute Gewohnheit, seinen Sohn fleißig zur Arbeit anzuhalten. Müßiggänger kann ich nicht leiden, sagte er oft, und daher soll und muß mein Dietrich hübsch fleißig seyn. Der Sohn hatte zwar auch seine Freystunden, in denen er ausruhen, spielen oder auf eine andere Art sich unterhalten durfte. Aber die meiste Zeit des Tags mußte er immerfort thätig seyn.

Dietrich arbeitete Verschiedenes. War er mit seinen Schularbeiten fertig, so nahm er etwas anderes vor. Er pappte, er drechselte, er schreinerte, und in den warmen Jahreszeiten war er oft im Garten. Hier grub, pflanzte und jätete er. Auch sah man ihn bisweilen auf seines Vaters Aeckern Steine auflesen.

Dabey befand sich nun Dietrich ganz vortrefflich. Er wußte von Langerweile nichts; er fand in seinen Beschäftigungen viel Vergnügen; hatte er etwas zu Stande gebracht, so freute ihn dieß herzlich; sah er, wie auf seinen Gartenbeeten alles wohlgerieth, und die Bäume, die er gepflanzt hatte, blühten und Früchte trugen, so war sein Herz voll Vergnügen; dabey war er immer gesund, munter und fröhlichen Sinnes.

So ging dieß viele Jahre fort. Aber auf Ein Mal änderte sich die Sache. Aus einer andern Stadt kam ein Kaufmann, Herr Fix, in den Wohnort des arbeitsamen Dietrich, und wurde seines Vaters Nachbar. Er hatte auch einen Sohn, der Felix hieß, und mit dem Dietrich bald Bekanntschaft machte.

Dieser Felix wurde von seinen Aeltern nicht vernünftig erzogen. Sie

ließen ihn im Müßiggange aufwachsen, thaten ihm alles zu Gefallen, und gaben es zu, daß er den ganzen Tag fast nichts anderes that als spielen.

Als Dietrich sah, daß der kleine Nachbar Felix wenig oder gar nicht arbeiten mußte, sondern fast immer spielen durfte, so dachte er bey sich, daß Felix es besser habe als er, und daß es doch eine gar schöne Sache sey; nicht viel arbeiten zu müssen. Diese Gedanken behielt er nicht für sich allein, sondern theilte sie seiner Mutter, und diese dem Vater mit.

Dietrichs Vater rief den Sohn zu sich. Mein Kind, sprach er zu ihm, ich höre, daß du den kleinen Nachbar Felix für glücklich hältst, weil er fast gar nicht zur Arbeit angehalten wird. So glücklich sollst du auch seyn. Ich erlaube dir, von dieser Stunde an müßig zu gehen und zu spielen so viel du nur immer willst. Gehe hin zu Felix, und unterhalte dich mit ihm.

Dietrich sprang zu dem kleinen Nachbar hin, und erzählte ihm, wie gütig sein Vater gegen ihn gesinnt sey, und welche herrliche Erlaubniß er ihm gegeben habe. — Nun fingen die beyden Knaben an zu spielen, und spielten mehrere Stunden mit einander. Das thaten sie auch am folgenden Tage, und Dietrich fand seine jetzige Lebensart außerordentlich angenehm.

Aber das dauerte nicht lange. Nach einer Woche fing Dietrich an, selbst bey dem Spiele Langeweile zu empfinden. Immer konnte er nicht bey Felix seyn, zu Hause bekümmerte sich niemand um ihn, denn alles arbeitete, und die Zeit wurde ihm nun entsetzlich lang. Er schlief oft ein, aß vor lauter Langerweile, öfter zur Unzeit, und kam dadurch aus seiner guten Laune. Er, der sonst immer fröhlichen Sinnes war, wurde nun auf Ein Mal trübsinnig und mürrisch. Alles ekelte ihn an, und am Ende ward er sich selbst zur Last. Auch sein Körper befand sich nicht mehr so gesund und wohl als sonst.

Das alles bemerkte der Vater bald. Du bist krank, mein Sohn, sprach er zu Dietrichen. Soll ich den Arzt holen lassen?

Ach, nein, lieber Vater, antwortete der Sohn. Ich bin nicht eigentlich krank, aber ich bin auch nicht gesund; ich weiß es selbst nicht, was mir fehlt.

Ich will es dir sagen, mein Sohn, versetzte der Vater, dir fehlt nichts als — Arbeit. So lange du arbeitsam warst, wie gesund, wie munter, wie freundlich und fröhlich warst du da! Sahst du, was du durch deine Arbeit zu Stande gebracht hattest, so freutest du dich herzlich darüber. Jetzt ist es ganz anders — jetzt hast du nichts, worüber du dich recht innig freuen könntest.

Dietrich fühlte es, daß der Vater recht habe. Es traten ihm Thränen in die Augen. Verzeihe mir, bester Vater, sprach er, ich war ein Thor, daß ich den Felix glücklich pries, weil er nicht arbeiten mußte; ich habe gefehlt, daß ich den Müßiggang der Thätigkeit vorgezogen habe. Ich will zu meiner ehemaligen Lebensart zurückkehren nnd wieder arbeitsam seyn.

Dann wirst du wieder glücklich seyn, antwortete der Vater, umarmte den Sohn, und küßte ihn herzlich.

12.

## Dietrich und Felix.

(Fortsetzung.)

Dietrich fing nun wieder seine vorige Lebensart an. Er stand frühzeitig aus dem Bette auf, wusch und kämmte sich schnell, dankte Gott, daß er ihn in der vorigen Nacht beschützt habe, und ging dann an irgend eine Arbeit. War der Morgen schön, so eilte er in den Garten, sah, wie es da mit seinen Beeten und

Bäumen stand, jätete das Unkraut aus, fuhr gute Erde herbey, grub, schaufelte, und war ein ganzer Gärtner. In dem Hauswesen sah er sich auch um, fütterte das Geflügel, schichtete Holz, und machte sich ein Geschäft daraus, alles, was er in Unordnung sah, wieder in Ordnung zu bringen. Aus Pappe verfertigte er Federbüchsen, Nähpulte, Schreibzeuge und andere Sachen dieser Art, aus Holz kleine Kästchen, Kegel und dergleichen mehr.

Dietrich fing von neuem an, aufzuleben. Sein Körper befand sich auf Ein Mal wieder frischer, gesunder und wohler. Sein Geist muntrer und vergnügter. Die Langeweile kam nicht wieder, und verdrießlich sah man ihn fast nie.

War ich nicht ein großer Thor, sprach er zu sich selbst, daß ich wünschte, nicht mehr arbeiten zu müssen, sondern allezeit spielen zu dürfen! Welchen Nutzen und welche Freuden gewährt die Arbeitsamkeit! Und um alle diese Vortheile und Freuden wollte ich mich bringen!

Felix, der einige Wochen hindurch den Nachbar Dietrich alle Tage bey sich sah, wunderte sich, daß er seit einiger Zeit sich fast gar nicht sehen ließ. Er ging zu ihm, und fragte ihn um die Ursache davon. Habe ich dich etwa beleidigt? sprach er zu Dietrichen.

Nein, Felix, du hast mir nichts zu Leide gethan, antwortete Dietrich. Aber die Zeit ist mir zu kostbar, als daß ich dich in Zukunft oft besuchen könnte. Ich habe täglich viel zu arbeiten.

Zu arbeiten? fragte Felix verwundert. Aber hast du denn Lust dazu?

Dietrich. Ich finde darin viel Vergnügen.

Felix. Das könnt' ich von mir nicht sagen. Das Arbeiten ist und bleibt für mich immer eine fatale Sache. Höre, Dietrich, du solltest doch deine Aeltern bitten, daß sie dich jetzt, in deinen jungen Jahren, mit Arbeiten verschonen möchten. Das Arbeiten ist bloß für ältere Jahre.

Dietrich. So denkt mein Vater nicht. Er meint, man müsse sich schon in der Jugend gewöhnen, seine Zeit nützlich anzuwenden und thätig zu seyn. Und so meine ich auch. Ueberdieß weiß ich aus Erfahrung, wie wohl und vergnügt man sich bey der Arbeit befinde.

Das wüßte ich nicht! rief Felix aus. Ich dächte, wir spielten jetzt mit einander.

Das kann nicht seyn, lieber Felix, versetzte Dietrich. Ich habe eben eine Arbeit angefangen. Die kann ich nicht liegen lassen. Denn fängt man

einmal etwas an, so muß man dabey bleiben. Sieh' mir zu, wie ich arbeite.

Nein! nein! rief Felix aus, ich bekäme die größte lange Weile. Ich kann nicht länger bey dir bleiben! Adieu, Dietrich, adieu! komm' bald auf bessere Gedanken.

Mit diesen Worten sprang Felix davon. Dietrich lächelte, und rief ihm nach. Adieu, Felix! komm' bald auf bessere Gedanken!

---

15.

## Der Garten.

(Fortsetzung)

Nach einigen Tagen war ein sehr schönes Wetter. Dietrich beschloß, einige Stunden im Garten zuzubringen, das Unkraut auf seinen Beeten auszujäten, gute Erde auf ein neues Beet zu führen und dieses dann zu besäen. Er ging in den Garten und arbeitete tüchtig.

I. Theil.

Der Garten.

Erzählung. 13.

Die Beete waren vom Unkraute gereiniget; jetzt fuhr Dietrich gute Baumerde herbey. Der Schweiß floß von seiner Stirne. Da kam Felix herbey geschlichen, versteckte sich hinter Bäumen, und sah zu, wie sein junger Nachbar so fleißig arbeitete.

Auf Ein Mal trat Felix hinter den Bäumen hervor. Dietrich hatte eben seine Karre, in der er Erde herbey fuhr, niedergesetzt, um einige Augenblicke auszuruhen.

Bist du gescheidt, Dietrich? rief ihm Felix zu. Du arbeitest ja wie ein Tagelöhner! Der Schweiß fließt von deiner Stirne, und du siehst ganz erhitzt aus. Sag' mir nur, warum thust du das? Was hast du davon, daß du dich so sehr plagst?

Was ich davon habe? versetzte Dietrich. Da, Felix, sieh' diese Beete und diese Bäume an.

Felix sah sich um. Auf den Beeten standen herrliche Blumen, die ihm sehr wohl gefielen, und außer den Blumen mancherley Küchengewächse — Bohnen, Erbsen, Gurken, Rettige, gelbe Rüben und dergleichen mehr. An den Bäumen aber hingen die schönsten Kirschen.

Dem Nachbar Felix machten besonders die Bäume und ihre Früchte viel Vergnügen. Dietrich pflückte eine Hand voll Kirschen, und reichte sie ihm. Sie schmeckten ihm köstlich, und er konnte ihren guten Geschmack nicht genug loben.

Sieh', sagte jetzt Dietrich, die Beete und die Bäume machen mir Freude so oft ich sie ansehe denn durch mich sind sie entstanden. Ich habe die Bäume gezogen, die Beete gegraben und bepflanzt. Will ich jemanden eine Freude machen, so reiche ich ihm einige von meinen Blumen. Der Mutter bringe ich bisweilen etwas von meinen Beeten in die Küche, und wenn es auf den Tisch kommt, freue ich mich immer recht herzlich darüber, daß es durch meinen Fleiß hervorgebracht worden ist. Die Früchte meiner Bäume dienen mir auch zu freundlichen Geschenken, die ich den Aeltern und guten Freunden mache. Eben will ich für meine liebe Mutter einige pflücken, und sie ihr in diesem Körbchen bringen; es ist heute ihr Namensfest.

Felix sah das Körbchen an. Ey wie niedlich! rief er aus. Wo hast du dieß allerliebste Körbchen gekauft?

Ich hab es selbst geflochten, antwortete Dietrich.

Und was sehe ich da? rief Felix. Ein schönes, nettes Kästchen von Pappe, mit vielen Abtheilungen.

Darin halte ich meine Sämereyen, antwortete Dietrich. Ich will noch diesen Vormittag ein neues Beet besäen, darum hab' ich das Kästchen mitgebracht.

Und wo bekommt man solche niedliche Kästchen zu kaufen? fragte Felix. Meine Aeltern müssen mir gleich eines kaufen lassen.

Ob man solche Kästchen zu kaufen bekommt, weiß ich nicht, versetzte Dietrich. Dieses hier habe ich mir selbst gemacht.

Ey mein Himmel! rief Felix aus. Du bist ja ein Tausendkünstler!

Das nun eben nicht, versetzte Dietrich; aber aus Pappe und Holz kann ich mir mancherley verfertigen. Das macht mir viel Vergnügen. Aber dieses Vergnügen müßte ich entbehren, wenn mich mein Vater nicht schon frühzeitig zur Arbeitsamkeit gewöhnt hätte.

Felix schämte sich innerlich, daß ihn Dietrich an Geschicklichkeit so sehr übertraf; er sagte aber kein Wort, und verließ den Garten, als er hörte, daß ein Camerad zu ihm gekommen sey, um mit ihm — zu spielen.

14.

## Großer Werth der Arbeitsamkeit.

(Beschluß.)

Felix lernte mancherley, aber da er nicht frühzeitig zur Thätigkeit gewöhnt worden war, so liebte er auch in seinen ältern Jahren nicht die Arbeitsamkeit. Er war sehr bequem, und alles, was einige Anstrengung kostete, floh er wie die Pest. Sein Vater war wohlhabend, und er dachte bey sich: Warum sollte ich arbeiten und mich plagen! Mein Vater wird mir Geld genug hinterlassen, und ich werde davon bequem leben können.

Doch was geschah? Es brach ein Krieg aus. Der Feind drang in den Ort, wo die Aeltern des Felix wohnten, und zündeten ihn an. Fast alle Häuser brannten ab. Die Aeltern des Felix sowohl als die des Dietrichs kamen um ihr Hab und Gut, und verarmten ganz. Nach einem Jahre starben sie.

Dietrich beweinte den Verlust seiner Aeltern, die ihm fast nichts zurück-

gelassen hatten. Aber das Letztere schlug ihn nicht danieder. Er hatte etwas Tüchtiges gelernt, und sich an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnt. Er fand Arbeit genug, und erwarb sich damit nicht nur so viel, als er zu seinem Unterhalte nöthig hatte, sondern konnte von dem Erworbenen noch manches zurück legen. Nach und nach erwarb er sich ein kleines Vermögen, kaufte sich Aecker und Gärten, und wurde am Ende ein wohlhabender Mann. Oft besuchte er das Grab seiner Aeltern, und dankte ihnen mit gerührtem Herzen, daß sie ihn frühzeitig zur Arbeitsamkeit gewöhnt hatten.

Ganz anders ging es dem arbeitscheuen Felix. Auch seine Aeltern waren arm gestorben, und er befand sich in einer traurigen Lage. Da er mancherley Geschicklichkeiten besaß, so hätte er sich leicht etwas erwerben können. Aber das bequeme, müßige Leben war ihm schon zur andern Natur geworden. Er fing zwar mancherley Arbeiten an, da sie ihm aber beschwerlich fielen, so ließ er sie bald wieder liegen. Die gebratenen Tauben kommen niemanden in den Mund geflogen, heißt es im Sprichworte, und so mußte denn auch Felix darben. Er hatte manchen Tag nicht einmal einen Bissen Brot zu essen.

Endlich entschloß sich Felix, als Handlungsdiener bey einem Kaufmann

einzutreten. Da er aber nicht recht thätig war, so wurde ihm sein Herr bald abgeneigt, und entließ ihn. Er kam nun noch zu drey andern Kaufleuten, aber auch diese trennten sich bald wieder von ihm, denn keiner von ihnen wollte einen trägen Diener in seiner Handlung haben. Dadurch kam Felix in die größte Verlegenheit und Noth. Um nicht Hungers zu sterben, mußte er sich bequemen bey einem Zollamte eine geringe Stelle anzunehmen, die ihm viel zu thun gab. Und so mußte er denn kümmerlich seine Tage auf Erden verleben. Dietrich half ihm oft aus der Noth.

---

Lieben Kinder, gewöhnet euch schon frühzeitig an eine rasche Thätigkeit, und danket euren Aeltern, wenn sie euch ernstlich zur Arbeit anhalten. Ihr werdet die größten Vortheile davon ziehen.

Arbeit macht den Lebenslauf
Noch ein Mal so munter;
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter!

15.

# Der Ameisenfresser.

Der muntre Ernst ging mit seinem Lehrer spazieren. Sie kamen an einen Ameisenhaufen. Hier blieben sie stehen, und beobachteten die Thätigkeit dieser Thiere. Es ist wahr, sagte der Lehrer, die Ameise ist ein treffendes Bild des Fleißes und der Thätigkeit. Sieh' nur, Ernst, wie all' diese kleinen Thierchen hier in voller Arbeit sind. Möchten ihnen doch alle Menschen, besonders alle Kinder, ähnlich seyn!

Der Lehrer erzählte nun Ernsten mancherley von den Ameisen. Er sagte ihm, daß es viele Arten derselben gebe; daß manche Ameisen sehr groß sind; daß man in andern Welttheilen hie und da die Ameisen als Leckerbissen betrachtet, sie röstet und mit Appetite verzehrt.

Ich habe, sprach der muntre Ernst, letzthin gelesen, daß es ein Thier gebe, das Ameisenfresser heißt. Gibt es wirklich ein solches Thier, und woher hat es seinen Namen bekommen?

Allerdings gibt es ein solches Thier, antwortete der Lehrer. Man findet es zwar nicht in Europa, wohl aber in Amerika. Es gibt übrigens verschiedene

Arten von Ameisenfressern, große und kleine. Sie gehören zu den merkwürdigsten Thieren der Erde. Ihre Zunge ist schmal, und ihr ganzer Leib mit langen Haaren bedeckt. Sie haben dabey starke, gekrümmte und spitzige Krallen. Mit diesen zerscharren sie die Ameisenhaufen, die sie finden.

Diese Thiere werden deshalb Ameisenfresser genannt, weil ihre Nahrung vorzüglich in Ameisen besteht. Diese Thierchen verkriechen sich, sobald sich ein Ameisenfresser nähert. Allein dieser zerscharret mit Leichtigkeit den Ameisenhaufen, holt die Ameisen hervor, streckt dann seine lange schmale Zunge unter sie, wartet, bis sie voll Ameisen ist, und zieht sie dann ein.

Obgleich der große Ameisenfresser nicht länger als vier Fuß ist, so können diese Thiere mit ihren scharfen Krallen sich doch tüchtig wehren. Selbst gegen Tiger vertheidigen sie sich mit Muth und oft mit Glück. Die Wilden in Amerika essen ihr Fleisch.

16.

## Der arme Herbert.

Herbert war ein Landmann. Man mußte ihn schätzen, denn er war ein sehr ehrlicher Mann. Er hatte in seinem Leben viel gearbeitet, und sich manches erworben. Aber durch mehrere Unglücksfälle verarmte er, und da er in seinen ältern Jahren immer kränklich war, so konnte er nicht viel verdienen.

Wenn jemand ohne sein Verschulden in Armuth gerieth, so müssen gute Menschen ihm zu helfen suchen. Aus solchen guten Menschen bestand die Familie des Kaufmannes Hermann, der einen Sohn und eine Tochter hatte. Wilhelm hieß jener, Marie diese.

Diese guten Menschen nahmen sich des armen Herbert treulich an. Sie schickten ihm bisweilen ein abgetragenes Kleid, Brot, Fleisch und Holz. Wilhelm und Marie kannten kein größeres Vergnügen, als zu dem armen ehrlichen Herbert hinzugehen, ihn zu trösten und ihm etwas zu bringen.

Herbert wurde sehr krank. Der Arzt war in einer nahen Stadt, die über eine Stunde weit entfernt war. Wilhelm bat seinen Vater dringend, daß er ihm erlauben möchte, nach der Stadt zu eilen, und den Arzt zu holen. Er war voller Freude, als er diese Erlaubniß erhielt. In wenigen Augenblicken war er aus dem Zimmer. Er ging nicht, sondern er lief. Nach einer halben Stunde war er schon bey dem Arzte.

Unterdeß war Marie zu dem armen Herbert gegangen, um zu sehen, wie es mit ihm gehe. Sie brachte ihm einige Stärkungsmittel mit und tröstete ihn auf die liebreichste Weise. Dieß rührte den kranken Mann bis zu Thränen.

Bald war der Arzt da, und verordnete für den Kranken die nöthige Arzney. Wilhelm und Marie beschlossen unter einander, daß sie die Arzneyen, die Herbert nöthig haben würde, aus ihrer Sparbüchse bezahlen wollten. Wilhelm that noch mehr. Die Apotheke, aus welcher diese Arzneyen geholt werden mußten, befand sich in jener Stadt, aus welcher er den Arzt geholt hatte. Aber dieß hielt Wilhelmen nicht ab, den Vater recht herzlich zu bitten, ihm zu erlauben, daß er immer in die Apotheke um die verordneten rzneyen gehen dürfe. Und so lief Wilhelm manchen Tag zwey Mal nach der Stadt.

Der arme kranke Herbert lebte noch zwanzig Tage. Da wurden seine Kräfte immer schwächer, und er fühlte es wohl, daß sein Tod nahe sey. Er sagte: noch eine Freude wünsche ich auf dieser Erde zu genießen, nämlich die edle Hermannsche Familie noch Ein Mal zu sehen, und ihr zu danken.

Es währte nicht lange, so kam der brave Kaufmann Hermann mit seiner Frau und seinen Kindern zu dem Kranken. Herbert weinte Thränen des Danks. „Sie haben mir viel Gutes erwiesen — stammelte er — ohne Sie wäre ich vielleicht in meiner Noth schon längst umgekommen. Gott lohne Sie dafür. Wilhelm und Marie, ich bin bald bey Gott; vor seinem Throne werde ich es sagen, wie gut Sie gegen mich gewesen sind. Gott segne Sie!“ —

Weiter konnte der Kranke nicht sprechen. Wilhelm und Marie zerflossen in Thränen. Nach einer Stunde starb der gute Herbert, und Hermann ließ ihm die Leiche machen.

Wohl euch, lieben Kinder, wenn ihr gegen würdige, brave Arme so gesinnet sey wie Wilhelm und Marie! Alle Guten haben dann Wohlgefallen an euch, und es liebt euch der, der im Himmel wohnt.

17.

## Selbstverschuldete Armuth.

Caspar Nichmann war ein sehr armer Mann. Aber fast niemand bemitleidete ihn, denn er hatte sich seine Armuth selbst zugezogen. In seiner Jugend hatte er keine Lust, etwas Ordentliches zu lernen. Als er sein eigner Herr war, blieb er nicht bey seinen Berufsgeschäften, sondern gab sich mit Dingen ab, die er nicht recht verstand. Dadurch kam sein Hauswesen in Unordnung; er wurde immer ärmer.

Statt daß Caspar Nichmann einfach gelebt und unnöthige Ausgaben vermieden hätte, machte er im Essen und Trinken, in der Kleidung und in den Hausgeräthschaften einen Aufwand, wie wenn er ein reicher Mann gewesen wäre. Dadurch wurde er noch ärmer.

Um sich recht schnell empor zu helfen, fing Caspar Nichmann an zu spielen. Aber das Glück war ihm nicht günstig; er verlor große Summen, und wurde dadurch noch ärmer.

Endlich mußte er Schulden machen. Statt daß er nun gearbeitet, und sich etwas erworben hätte, verschwendete er die kostbare Zeit, ging spazieren, plauderte ganze halbe Tage lang über die Neuigkeiten, welche die Zeitungen enthielten, und machte noch immer mehr Schulden. Nahm er auch einmal etwas Geld ein, so mußte gleich Wein uud Backwerk herbey geholt, und geschmauft werden, und so wurde Nichmanns Lage mit jedem Tage trauriger.

Da Nichmann die aufgenommenen Schulden nicht zur rechter Zeit bezahlen konnte, so wurde er eingesperrt. Kein Mensch hatte mit ihm Mitleiden, denn alle sagten: der thörichte, leichtsinnige Mann ist blindlings selbst in sein Verderben gerannt; ihm ist nicht zu helfen.

Ein Vierteljahr lang saß Caspar Nichmann im Gefängnisse. Da man sah, daß er durchaus nicht bezahlen könne, so ließ man ihn wieder los. Er gerieth in Verzweiflung. Nach einigen Tagen begab er sich auf die Brücke, die über einen breiten und tiefen Fluß geschlagen war, und stürzte sich in den Strom. Zehn Meilen weit von dieser Brücke ward sein Leichnam gefunden.

18.

## Armuth bringt keine Schande.

Johann war der Sohn armer Aeltern, die ihn aber sehr gut erzogen. Er besuchte die Schule seines Wohnortes, in die auch Heinrich, der Sohn eines reichen Eisenhändlers, kam. Heinrich glaubte, weil sein Vater viel Geld habe, so sey er auch vornehmer als andere Kinder. Er sah besonders auf Johann mit Geringschätzung herab, der freylich keine so schönen Kleider hatte als Heinrich. Dieser wollte nicht einmal in seiner Nähe sitzen.

Eines Tages fing Heinrich mit Johann in der Schule einen Streit an, und bewies dabey einen so großen Hochmuth, daß alle Schüler sich gewaltig darüber ärgerten. Der Lehrer trat eben herein, als Heinrich zu Johann sagte: du elender Lumpenjunge bist ja nicht werth, daß ich nur ein Wort mit dir rede!

Darüber wurde der Lehrer sehr unwillig. Das war einfältig von dir gesprochen, sagte er zu Heinrich. Glaubst du denn, daß du etwas Besseres bist,

weil deine Aeltern Geld haben? hast du vielleicht dieß Geld erworben? oder ist etwa Johann daran Schuld, daß seine Aeltern nicht reich sind? Oder glaubst du vielleicht, daß es eine Schande ist, arm zu seyn, sobald man seine Armuth nicht selbst verschuldet hat? Auf das Geld kommt nicht so viel an, als auf Verstand und ein gutes Herz. Johann ist einer meiner bravsten Schüler; das macht ihm Ehre; du aber bist oft nachlässig, muthwillig und aufgeblasen; das macht dir Schande; das ist der wahre Unterschied zwischen dir und Johann.

Dieser Verweis beschämte den stolzen Heinrich sehr; aber er hatte ihn verdient.

Johann wurde sehr brav. Ein Edelmann nahm ihn zu sich, und ließ ihn erziehen. Da sich Johann durch seine Geschicklichkeiten sehr auszeichnete, so erhob ihn der Landesfürst zu hohen Ehrenstellen, und machte ihn sogar zu einem Edelmanne.

Heinrich dagegen wurde ein elender Mensch. Seine Aeltern waren im Handel in ihren letzten Lebensjahren unglücklich, und hinterließen dem Sohne nichts als Schulden. Sein Hochmuth scheuchte alle Menschen von ihm zurück,

und er gerieth in die bitterste Armuth. Endlich nahm sich Johann seiner an, und stellte ihn als Aufseher über ein Paar Gärten an.

19.

## Armuth an sich macht nicht unglücklich.

Eines Tages fuhr Herr Reichbach in seiner schönen Kutsche spazieren. Man hielt ihn allgemein für einen reichen Mann. Und das war er auch. Er besaß viel Geld, viele Aecker, mehrere Gärten und zwey prächtige Häuser. Jedermann pries ihn, seines Reichthums wegen, glücklich. Aber er selbst wußte von keinem wahren Glück. Er war jeden Augenblick voll Sorgen; bald wünschte er noch mehr, als er schon hatte; bald fürchtete er, das zu verlieren, was er besaß. Er gab oft große Tafel, aber das viele Essen dabey machte ihn krank, und er litt stark vom Podagra. Und so hatte er keine Ruhe, keine Gesundheit, keine Kraft und Heiterkeit.

Auf einem schönen Platze ließ er still halten. Sein Bedienter mußte ihn aus der Kutsche heben, und ihn führen; denn er wollte in der freyen Luft etwas herum spazieren. Er kam an einen großen Baum, der an einer Wiese stand. Unter demselben saß ein armer Mann. Vor ihm stand ein Krug Wasser und darneben lag ein halbes Brot. Der Mann aß und trank mit dem besten Appetite. Man sah es ihm deutlich an, wie wohl es ihm schmeckte, und wie herzlich vergnügt er dabey war.

Der reiche Mann blieb bey dem armen Manne stehen. Ihr seyd wohl nicht reich? sprach er zu ihm.

Gnädiger Herr, antwortete der Arme, ich habe zwar kein Geld, aber ich verdiene doch durch meiner Hände Arbeit so viel, daß ich leben kann. Wasser und Brot sind freylich meine gewöhnliche Nahrung, und nur selten genieße ich ein Stückchen Fleisch.

Unglücklicher Mann! rief Herr Reichbach aus.

Nein, mein gnädiger Herr, unglücklich bin ich durchaus nicht. Ich bin gesund; ich bin zufrieden; ich habe einen herrlichen Schlaf und immer guten Appetit; mich quält kein Kummer; sehe ich Gottes schöne Natur, so freue ich mich

inniglich; alle Tage bin ich voll guten, frohen Muthes; wenn man aber das ist, so ist man nicht unglücklich, auch wenn man kein Geld hat.

Der reiche Mann schwieg still und ging weiter. Aber bey sich selbst dachte er: „Der arme Mensch hat recht. Armuth an sich macht nicht unglücklich, so wie der Reichthum allein nicht glücklich macht. Der arme Mann da ist bey seinem Wasser und Brot gesünder, zufriedner und froher als ich bey allen Leckerbissen und Tokayer Weine. Ich möchte heute mit ihm tauschen!“

Als der reiche Mann wieder in seine Kutsche stieg, hörte er den armen Mann unter dem Baume singen:

Was frag' ich viel nach Geld und Gut
Wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und sing' mit dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

20.

## Das Körbchen voll Kirschen.

Die kleine Emilie aß unter allen Baumfrüchten die Kirschen am liebsten. Eines Morgens rief die Mutter ihre Tochter zu sich. Emilie kam herbey gehüpft, wünschte der Mutter einen guten Morgen, und küßte ihr die Hand.

Auf dem Tische, an welchem die Mutter saß, stand ein Körbchen voll schöner Kirschen. Emilie hatte ein gutes Auge, und erblickte das Körbchen schon von weitem. Mit gar sehr freundlichem Gesichte sah sie nach dem Körbchen. Aber sie war zu bescheiden, als daß sie gefragt hätte, für wen die Kirschen bestimmt wären.

Liebe Tochter, sprach die Mutter, heute sollst du zum Frühstücke dein Lieblingsobst bekommen, wenn —

O das ist schön! das ist herrlich! rief Emilie aus, und streckte ihre Hand hin, um das Körbchen mit den Kirschen zu bekommen.

Nein, das geht nicht so schnell! sagte die Mutter, du hast mich nicht ausreden lassen. Du sollst heute Kirschen bekommen, wenn du mir folgende Fragen beantwortest:

Erstens. Was haben wir in unsrer Gegend für Baumfrüchte, die eßbar sind?

Zweytens. Wodurch ist die Kirsche dem Apfel ähnlich, und wodurch unterscheidet sie sich von demselben?

Drittens. Kannst du mir vier Arten von Kirschen nennen?

Emilie beantwortete diese drey Fragen zur Zufriedenheit der Mutter. Diese langte darauf nach dem Körbchen mit den Kirschen, reichte es der Tochter, und sagte: du hast gut geantwortet, nimm nun dein Frühstück hin; du hast es verdient. Gehe aber nun fort, und rufe mir deinen ältern Bruder, den Carl.

Emilie küßte der Mutter dankbar die Hand, und hüpfte fröhlich mit dem Körbchen voll Kirschen zur Stube hinaus.

21.

## Der Teller voll Himbeeren.

(Fortsetzung.)

Kaum war Emilie zum Zimmer hinaus gehüpft, so trat schon der lustige Carl herein. Guten Morgen, liebe Mutter, sprach er in freundlichem Tone, und küßte der Mutter die Hand. Du hast befohlen, daß ich zu dir kommen soll. Hier bin ich!

Ich habe dich rufen lassen, sprach die Mutter, um dir dein Frühstück zu geben. Heute bekommst du etwas, was du sehr gern issest. Rathe, was es ist.

Carl rieth zuerst auf Kirschen, weil Emilie welche bekommen hatte. Nach langem Hin- und Herrathen kam es denn heraus, daß sein Frühstück aus Himbeeren bestehen sollte, die er unter allen Beeren am liebsten aß. Es stand ein gan-

zer Teller voll solcher Beeren da, den die Mutter mit einem Tuche bedeckt hatte.

Carl wollte hastig nach dem Frühstücke greifen. Aber die Mutter sprach: du bekommst die Himbeeren nicht eher, bis du mir nicht folgende sechs Fragen beantwortet hast:

Erstens. Welcher Buchstabe ist in dem A B C der mittelste?

Zweytens. Kannst du mir sechs Arten von Beeren nennen, und zugleich sagen, wozu man diese Beeren benutzen kann?

Drittens. Wer ist eigentlich am übelsten dran, der, der betrogen wird, oder der, welcher betrügt?

Viertens. Kannst du mir zehn Arten von Bäumen nennen?

Fünftens. Kannst du mir folgende Zahl aussprechen: 100001?

Sechstens. Kannst dn mir vier berühmte Männer nennen?

Dem muntern Carl wurde es nicht schwer, diese sechs Fragen zu beantworten. Als er dieß gethan hatte, sprach die Mutter: du hast dein Frühstück verdient, nimm es nun hin, und rufe mir deinen jüngern Bruder Fritz.

Mit herzlichem Danke nahm Carl die Himbeeren an, und eilte davon, um den kleinen Fritz zur Mutter zu schicken.

22.

## Der kleine Fritz.

(Beschluß.)

Bald war auch Fritz bey der Mutter — ein kleines drolliges Männchen. Mutterchen, rief er aus, sey schön gegrüßt — aber mich hungert schon.

Dir fehlt es nie an Appetit, antwortete die Mutter.

Das kömmt daher, sprach er schalkhaft lächelnd, weil ich immer recht gesund bin.

Heute sollst du etwas bekommen, was du gern issest, versetzte die Mutter. Aber du mußt mir vorher folgende Fragen beantworten:

Erstens. Wie viel Finger haben zwanzig Personen, unter denen aber drey Einarmig sind?

Zweytens. Weißt du mir acht Städte zu nennen, die sich mit L oder P anfangen?

Drittens. Wie viel Bogen enthält ein Buch Papier? wie viel Bücher ein Rieß? wie viel Rieß ein Ballen?

Nachdem Fritz diese drey Fragen beantwortet hatte, bekam er von der Mutter einen Teller voll Heidelbeeren, die er ungemein gern aß. — Auf so eine Weise pflegte die Mutter ihre Kinder zu behandeln. Solche Uebungen waren für die Kleinen sehr angenehm und zugleich nützlich.

## 23.

## Der Elephant.

Theodor liebte die Naturgeschichte sehr. Er wohnte in einer großen Stadt, wo fast jeden Tag etwas Neues zu sehen war. In diese Stadt wurden auch bis-

weilen ausländische Thiere gebracht, und Theodors Vater war immer so gut, den Sohn mit seinem Lehrer hinzuschicken, um solche Thiere zu besehen.

Schon viele merkwürdige ausländische Thiere hatte Theodor gesehen, nur noch keinen Elephanten. Wie groß war daher seine Freude, als es hieß, nächster Tage würden ein Paar Elephanten in der Stadt ankommen, in der er wohnte!

Diese Elephanten kamen auch wirklich an, und Theodor bat den Vater herzlich, ihm zu erlauben, daß er sie besehe. Der Vater antwortete: „Wer eine Freude genießen will, muß sie auch verdienen. Ich werde mit deinem Lehrer sprechen; gibt er dir über deinen Fleiß und dein Betragen ein gutes Zeugniß, so sollst du die Elephanten sehen.“

Damit war Theodor wohl zufrieden, und machte ein freundliches Gesicht. Er hatte ein gutes Gewissen, und wußte wohl, daß er ein gutes Zeugniß erhalten werde, weil er es verdiene.

Nach einer Stunde ließ der Vater Theodorn vor sich kommen. Mein Sohn, sprach er, dein Lehrer ist mit deinem Fleiße und mit deiner Aufführung zufrieden. Das hat mich herzlich gefreut. Nun will ich dir auch eine Freude machen. Ich

erlaube dir, die angekommenen Elephanten zu besehen. Dein guter Lehrer wird die Gefälligkeit haben, dich zu begleiten. Hier ist das Geld, was beym Eintritt zu bezahlen ist.

Theodor dankte dem Vater für seine Güte auf das herzlichste, nahm das Geld, und eilte zu dem Lehrer, mit welchem er sogleich nach dem Gebäude ging, wo sich die zwey Elephanten befanden.

Wie sehr erstaunte Theodor, als er diese Thiere erblickte! So groß hatte er sie sich nicht vorgestellt. Sie sahen wie kleine weißliche Berge aus. Theodor betrachtete sie nach allen Seiten hin. Ihren Kopf fand er im Verhältnisse zu ihrem übrigen Körper klein und beynahe viereckig, die Stirne, in welcher die größte Stärke des Elephanten sitzt, platt, die Augen sehr klein und matt. Die Ohren hingen herab wie Kalbsfelle. Am meisten zog der Rüssel dieser Thiere Theodors Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Rüssel ist nach allen Seiten hin beweglich, kann verlängert und verkürzt werden, und hat am untern Ende einen Haken, dessen sich der Elephant gleich eines Fingers bedient, und damit allerhand Dinge angreift, faßt und aufhebt. Der Mund des Thieres ist klein.

Sehr merkwürdig waren für Theodor die zwey weißen dicken Eckzähne, die bey den Elephanten in der obern Kinnlade stecken und an beyden Seiten des Rüssels hervorragen. Ein solcher Zahn ist oft zehn Fuß lang und wiegt hundert funfzig, ja bisweilen auch zweyhundert Pfund. Von diesen Zähnen kommt das Elfenbein.

Theodorn entging nichts von der äußerlichen Gestalt der zwey Elephanten. Ihren Hals fand er so kurz, daß man ihn kaum bemerkte, den Leib bauchig, den Rücken erhaben, die vordern Beine etwas länger als die hintern, den Schwanz fast nackt und mit einem Busche von Borsten versehen, welche die Dicke eines Rabenkiels hatten. Die Haut fand er am ganzen Leibe dick, hart und runzlich, wie Baumrinde. Sie schien überall aufgesprungen zu seyn. Von Farbe waren diese zwey Elephanten mäusefahl; doch gibt es auch Elephanten, die bräunlich grau sind; die weißlichen oder gefleckten sind sehr selten.

Theodor hatte ein Paar Semmeln mitgenommen, die er den Thieren reichte. Sie ergriffen sie mit dem Haken, der am Ende des Rüssels befindlich ist, bogen den Rüssel, und brachten auf diese Weise die Semmeln in den kleinen Mund. Sie schienen ihnen sehr wohl zu schmecken. Auch wurden ihnen Baumzweige

mit Blättern vorgeworfen. Sie nahmen sie mit dem Rüssel, klopften vorerst den Staub und die Insecten von denselben an den Knieen ab, und brachten sie dann zum Munde.

Der Besitzer dieser zwey Thiere nahm hierauf ein Tuch, machte einen Knoten darein, warf es hin, und befahl dem einen Elephanten, das Tuch aufzuheben, und den Knoten aufzulösen. Er befolgte den Befehl sogleich, hob das Tuch mit dem Finger am Rüssel auf, und löste den Knoten

Dann brachte der Besitzer der Elephanten zwey Bouteillen Wein herbey, die mit einem Pfropfen gut zugestopft waren. Er setzte sie auf die Erde hin, und befahl den Thieren sie aufzuheben, zu öffnen und auszutrinken. Die Elephanten waren damit sehr bald fertig. Sie hoben die Bouteillen auf, zogen den Pfropfen mit vieler Geschicklichkeit heraus, und leerten dann die Flaschen.

Theodor war auf alles sehr aufmerksam. Als er wieder nach Hause kam, erzählte er nicht nur seinen Aeltern, was er gesehen hatte, sondern schrieb es sich auch auf.

24.

## Noch einiges über den Elephanten.

Der Elephant zeichnet sich aus durch seine Größe, Stärke, Klugheit und Gelehrigkeit. Auch erreicht er ein sehr hohes Alter, und gehört zu den merkwürdigsten Geschöpfen auf der Erde. Wir finden ihn weder in Europa noch Amerika. Die heißen Gegenden in Asien und Afrika sind sein Vaterland. Die Afrikanischen Elephanten sind größer als die Asiatischen.

Diese Thiere lieben die Gesellschaft, und man findet deren bisweilen hundert, wohl auch tausend Stück beysammen. Am liebsten halten sie sich in einsamen, großen und schattigen Wäldern, besonders in sumpfigen Gegenden auf. Sie baden auch gern.

Die Elephanten nähren sich von jungen Bäumen, Laub, Zweigen, Getreide, Reiß, Sumpfgräsern u. d. m. Ist ein Baum von mittelmäßiger Größe und Stärke, so reißen sie ihn mit dem Rüssel aus, ist er aber groß, so stoßen sie ihn mit der Stirne und dem Leibe um. Sie verwüsten oft ganze Felder. Bis-

weilen fressen sie große Tobacksfelder ab, berauschen sich dadurch, versinken in einen tiefen Schlaf, und werden dann sehr leicht von den Schwarzen gefangen. Sie fressen und saufen sehr viel. Das Wasser, das sie trinken wollen, machen sie vorerst mit den Füßen trübe. Starke Getränke, z. B. Wein und Branntwein, lieben sie sehr.

Ob gleich der Elephant einen sehr plumpen Körper hat, so kann er doch schnell laufen und lange herum schwimmen. Auch läßt er sich zu mancherley Kunststücken abrichten, denn er gehört zu den gelehrigsten Thieren. Auch ist er sehr sanft und biegsam. Erweist man ihm Wohlthaten, so vergißt er diese nicht so leicht. Läßt man ihn in Ruhe, so beleidigt er niemanden. Reitzt man ihn aber, dann geräth er in großen Zorn, und tobt fürchterlich um sich.

Mit dem Rüssel hebt der Elephant mit Leichtigkeit Menschen, und Lasten von zwey Centnern in die Höhe. Er wird oft funfzehn Fuß hoch und siebzehn Fuß lang, wiegt viertausend Pfund und noch drüber, und hat bisweilen mehr Fleisch als fünf Ochsen.

Man fängt die Elephanten auf verschiedene Weise. Bisweilen legt man große lederne Schlingen aus, in welchen sie sich einzeln fangen. Zuweilen aber

macht man Gehege von Bäumen, und treibt sie dann hinein, worauf sie mit Seilen gefangen werden, die man ihnen um den Hals wirft. In Afrika zähmt man sie nicht, wohl aber in Asien. Hier werden sie in Ställen gehalten, und am Hinterfuß mit einer Kette befestigt. Die Führer der Elephanten sitzen gewöhnlich auf dem Halse derselben, und regieren sie, wenn sie nicht auf Worte achten, mit einem spitzigen Eisen, womit sie sie hinter die Ohren schlagen.

In den alten Zeiten, wo man noch das Schießpulver nicht kannte, gebrauchte man die Elephanten auch in den Kriegen, baute auf ihren Rükken kleine Thürme, besetzte diese mit bewaffneten Soldaten und besteckte sie an den Seiten und dem Rüssel mit scharfen Waffen, Spießen, Sensen u. d. m. Jetzt sind die Elephanten im Kriege gar nicht zu gebrauchen, weil sie das Feuer nicht vertragen, und bey dem Knalle der Flinten und Kanonen in Wuth gerathen. Da sie aber eine Last von funfzehn bis zwanzig Centnern schleppen können, so gebraucht man sie häufig zum Lastentragen.

25.

## Ludwigs Geburtstag.

Am ersten Junius feuerte Ludwig seinen Geburtstag. Als dieser Tag sich eines Jahres näherte, beredeten sich Ludwigs Geschwister, Fritz, Riekchen und Linchen, ihren Bruder, den sie alle herzlich liebten, an seinem Geburtstage zu überraschen. Er sollte davon nichts merken; daher machten sie die Anstalten zu dieser Ueberraschung sehr heimlich, und thaten so, als wüßten sie nicht, daß Ludwigs Geburtstag so nahe sey.

Ludwig sah diesem Tage mit Vergnügen entgegen, denn er erhielt an demselben von seinen Aeltern nicht nur kleine Geschenke, sondern auch die Erlaubniß einige gute Freunde zu einem Spiel und einem kleinen Gastmahle zu sich einzuladen. Da er seine Geschwister von dem ersten Junius nicht sprechen hörte, so glaubte er, daß sie es ganz vergessen hätten. Das wünschte er. Er wollte sie dann ein klein Bißchen auslachen, daß sie so unaufmerksam gewesen wären.

Endlich war der erste Junius da. Keines von Ludwigs Geschwistern zeigte sich, und er war nun fest überzeugt, daß sie an seinen Geburtstag nicht gedacht hätten. Da trat Fritz herein. Aber auch dieser that so, als wüßte er nicht, was heute für ein Tag sey. Ludwig, sprach er, ich bin eben auf den Gedanken gekommen, daß wir uns bisweilen üben sollten, im Finstern herum zu gehen, und einander zu suchen. Verbinde mir die Augen; ich will den Anfang machen.

Ludwig war gleich dabey. Er verband Fritzen die Augen. Dieser ging im Zimmer hin und her, sagte bisweilen, wo er sey, wurde ausgelacht, wenn er sich irrte, und suchte seinen Bruder zu finden, der sich versteckte.

Nun verbinde auch mir die Augen, sprach Ludwig, damit auch ich mich übe.

Fritz verband ihm die Augen. Wart', sagte Fritz, mit dir will ich einen eignen Versuch anstellen. Ich will dich auch in die andern Zimmer führen, und du sollst mir dann sagen, wo du bist.

Fritz führte nun Ludwigen in das dritte Zimmer. Hier waren die übrigen Geschwister versammelt; jedes hatte ein kleines Geschenk für den Bruder in der Hand. Sie waren mäuschenstill. Fritz führte den Bruder in ihre Mitte, und

fragte ihn, wo er sey? Er errieth zwar das Zimmer, aber er konnte nicht sagen, wovon er umgeben sey.

Du sollst es sehen, was in deiner Nähe ist, sprach Fritz, und nahm Ludwigen die Binde vom Auge.

Welche Ueberraschung für Ludwig! Um ihn standen seine Geschwister. Fritz stellte sich mit einer Trommel unter sie. — Riekchen reichte Ludwigen einen Blumenstock mit den Worten: lieber Bruder, so wie diese Blumen blühen, so blühe auch du; so heiter als sie sind, so heiter sey jeder deiner Tage.

Linchen reichte ihm einen schönen Kasich mit einem muntern Vogel, und sagte: guter Ludwig, nimm von mir dieß kleine Geschenk. So munter und fröhlich dieser Vogel ist, so munter und fröhlich sey allezeit dein Geist und dein Herz!

Fritz schlug jetzt auf die kleine Trommel. Nimm auch von mir, sprach er, eine kleine Gabe an. Die Trommel soll Muth erwecken, und zur Vertheidigung des Vaterlandes aufrufen. Sey allezeit muthvoll und stehe einst dem Vaterlande bey, wenn es in Gefahr ist.

Ludwig war so sehr überrascht, daß er kaum ein Wort des Dankes stammeln konnte. Er sank seinen Geschwistern ans Herz und weinte vor Freude.

I Thal.

Ludwigs Geburtstag.

Erzählung 26.

Die Aeltern hatten in dem Nebenzimmer alles mit angehört. Sie traten nun auch herein, und drückten ihre Kinder an ihr Herz. Der Vater machte mit ihnen einen Morgenspaziergang, und des Nachmittags durfte Ludwig sechs seiner besten Freunde einladen. Sie unterhielten sich auf die angenehmste Weise, und so war dieser Tag für Ludwig ein froher, glücklicher Tag, an den er sich noch lange mit Vergnügen erinnerte.

## 26.

## Der unartige Martin.

Wenn man von dem kleinen Martin sprach, so nannte man ihn oft einen unartigen Knaben. Das war er auch, ob er es gleich sehr übel nahm, wenn man ihm diesen Namen gab.

Einmal begegnete er einer alten Frau. Statt daß er ihr ausgewichen wäre, verlangte er, daß sie ihm ausweiche, und da sie dieses nicht gleich that, nannte er sie ein unhöfliches Weib. Ein vorübergehender Mann hörte

dieß, und sagte laut: Martin ist doch ein sehr unartiger Bube! Das verdroß den kleinen Mann, aber er verdiente es.

Eines Tages hatte seine Mutter von mehrern Freundinnen einen Besuch. Er kam wild ins Zimmer gesprungen, und ohne die anwesenden Frauen zu begrüßen, verlangte er von der Mutter ein Stück Brot. Sie sagte zu ihm, daß er ein wenig warten sollte. Aber Martin verzog das Gesicht, und rief in einem ärgerlichen Tone: ich will aber gleich ein Stück Brot! Die Mutter ging nun hinaus, um ihm ein Schnittchen Brot zu holen. Unterdeß kroch er aufs Kanapee und machte allerhand dumme Späße. Eine der anwesenden Frauen, die etwas zu ihm sprach, lachte er aus. Als er das verlangte Brot erhielt, fiel er darüber mit so einem Heißhunger her, daß es schien, als habe er bereits eine Woche lang gefastet, und da ihn die Mutter erinnerte, er möchte langsamer essen, lachte er, sprang zum Zimmer hinaus, und schlug die Thüre so stark zu, daß alle, die in der Stube waren, darüber zusammen fuhren. Die Mutter schämte sich eines so ungeschliffenen Sohnes, und ihre Freundinnen dachten im Herzen: das ist ein recht unartiger, ungezogener Bube.

Bey Tische geschah es oft, daß Martin, wenn man ihm nicht gleich von den auf-

getragenen Speisen gab, seinen Antheil mit Ungestüm forderte, oder wenn ihm etwa ein Stückchen Fleisch nicht recht war, mit verdrießlicher Miene ein anderes, besseres forderte. Auch hatte er die Unart an sich, beym Essen bisweilen statt der Gabel seine Finger zu gebrauchen, und sie abzulecken, wenn ihm etwas wohl schmeckte.

Andere neckte Martin sehr gern, und war er in Gesellschaft, so ging es selten ohne Zänkereyen ab, die er durch sein unartiges Benehmen gegen andere veranlaßte.

Die Folge davon war, daß niemand den unartigen Martin recht leiden mochte. — Einmal ging der Lehrer der Schule, die auch Martin besuchte, mit allen seinen Schülern und Schülerinnen spazieren. Auf einer großen Wiese sollte Ball gespielt, und von den Mädchen Blumen gepflückt und Kränze gebunden werden. Martin war außer sich vor Freude. Schon längst hatte er sich auf diesen Tag gefreut, und ihn mit Sehnsucht herbey gewünscht. Aber sein unartiges Wesen spielte ihm auch dießmal einen bösen Streich. Er fing wieder an, mehrere von seinen Mitschülern zu necken. Den Mädchen wollte er Blumen pflücken helfen, stieß sie aber um, wenn sie sich nach einer Blume bückten. Ei-

ner von den Knaben, der ihn bat, sich anständig zu betragen, nannte er einen Hanshasenfuß, einen andern Caspar Melchior Balthasar, einen dritten sogar einen zweybeinigen Esel.

Der Lehrer, welcher sah, daß der unartige Martin das Vergnügen der andern nur stören würde, befahl ihm, sich sogleich zu entfernen und nach Hause zu gehen. Darüber erschrak Martin gewaltig, und fing an zu weinen. Und wie sehr schmerzte es ihn, als er sah, daß alle seine Mitschüler sich über den Ausspruch des Lehrers freuten! Er mußte sich entfernen, und betrübte sich darüber ungemein.

Und so wurde Martin für seine Unarten oft bestraft. Nirgends war er wohlgelitten; überall hieß es: ich mag mit dem unartigen Menschen nichts zu thun haben. Dieß brachte ihn endlich auf den guten Vorsatz, artiger zu werden, und nun sah man ihn gern, und nannte ihn einen lieben Knaben.

27.

## Die artige Marie.

Nachbars Marie habe ich herzlich gern, sprach Susanne zu ihrer Mutter. Ich bemerke auch, daß sie überall wohlgelitten ist. Es ist ein liebes Mädchen!

Das ist Marie! versetzte die Mutter. Man ist ihr deßhalb so gut, weil sie sehr artig ist. Ich habe es daher gern, daß du mit ihr umgehst. Von ihr wirst du nichts Böses lernen. Dagegen verbiete ich dir, Link's Babette oft zu besuchen. Die hat viele Unarten an sich, und man nimmt nur zu bald und zu leicht Unarten an, wenn man mit unartigen Menschen viel umgeht. Nimm dir vielmehr Marien zum Muster.

So günstig sprachen von Marien alle, denen sie näher bekannt war. Und wirklich mußte man ihr von Herzen gut werden. Sie benahm sich gegen jedermann auf eine angenehme Weise. Jedem erwies sie die ihm gebührende Ehre. Zu ihren Aeltern und zu allen, die in das Haus derselben kamen, sprach sie immer in einem anständigen, freundlichen Tone. Begegnete sie einer bekannten

Person, so grüßte sie dieselbe höflich; kam sie in Gesellschaft, so suchte sie allen Anwesenden gefällig zu seyn; sie redete mit Bedacht, und nahm sich vor jedem Worte in Acht, das nicht ganz schicklich, oder für irgend jemand beleidigend gewesen wäre. Niemanden fuhr sie in die Rede, und widersprach nie mit Heftigkeit. Ging sie aus der Gesellschaft fort, so dankte sie auf das freundlichste für das Vergnügen, das man ihr gemacht hatte. Bey Tische benahm sie sich mit allem Anstande, und auch gegen das Gesinde und gegen arme Leute war sie freundlich und höflich.

Daher hatte man Marien allgemein lieb. Man sagte von ihr, sie sey die Artigkeit selbst, und jedermann suchte ihr gefällig zu seyn.

28.

## Das Wallroß.

Das Wallroß ist ein Thier, das im Meere und auf den Küsten des Meeres lebt, und ungefähr funfzehn bis achtzehn Fuß lang wird. Man findet die Wallrosse in solchen Meeren, die tief im Norden sind.

Diese Thiere lieben die Gesellschaft. Man findet deren oft hundert und noch mehr beysammen. Sie schlafen in der See, aber auch auf dem Lande und auf dem Eise. Um nicht im Schlafe überfallen zu werden, stellen sie Schildwachen aus. Droht Gefahr, so wecken diese diejenigen, die ihnen die nächsten sind, diese wieder ihre Nachbaren, und so gehet es fort, bis die ganze Schaar aufgewacht ist, und sich auf diese Weise retten kann. Sie gehen zwar etwas unbehüflich, doch wenn eine schnelle Flucht nöthig ist, häkeln sie sich mit ihren langen Eckzähnen ein, und schieben sich so ziemlich schnell fort.

Die Wallrosse nähren sich von Seegewächsen und von Muschelthieren. Sie haben viel Kraft, und sind dabey muthig, beherzt und grimmig. In der Regel fürchten sie den Menschen; doch hat man Beyspiele, daß sie auf kleine Fahrzeuge losgegangen sind, und sie verfolgt und durchlöchert haben.

Weckt man die Wallrosse aus dem Schlafe, so stellen sie sich auf die Vorderfüße gerade in die Höhe, fangen an wie Löwen zu brüllen, stecken den Kopf zwischen die Beine, und wälzen sich so ins Wasser hinab. Man schlägt sie schlafend todt; auch wirft man eiserne spitzige Haken, oder Harpunen auf sie,

und zieht sie dann mit Stricken ans Land. Man benutzt von ihnen die Zähne, die Haut und den Speck.

29.

## Heinrich und Adolph,
oder
## Aufmerksamkeit.

Heinrich und Adolph waren Brüder, denen die Aeltern einen gemeinschaftlichen Lehrer hielten. Es war ein geschickter Mann, und seine Schüler konnten viel von ihm lernen, wenn sie nur wollten und sich Mühe gaben.

Heinrich begriff alles sehr leicht, und zeichnete sich überhaupt durch seinen guten Kopf aus. Weit weniger Anlagen hatte Adolph; er faßte eine Sache etwas langsam, und hatte dabey kein gutes Gedächtniß. Und dessen ungeachtet brachte es Adolph weiter als Heinrich. Das kam daher:

Wenn Heinrich und Adolph Lehrstunde hatten, so ward der erstere sehr

oft ganz unaufmerksam. Er hörte entweder gar nicht auf das, was der Lehrer vortrug, oder er hörte darauf nur halb. Ganz andere Dinge gingen ihm dann im Kopfe herum. Er dachte z. B. an seinen Schlitten, den er zum Geschenk bekommen, oder an eine lustige Geschichte, die er gehört hatte, oder an das, was er nach den Lehrstunden vornehmen wollte und an dergleichen Dinge mehr. Bisweilen sah er den Lehrer immerfort unverändert an, und dieser glaubte, Heinrich höre aufmerksam zu. Aber Heinrich schwärmte mit seinen Gedanken hin und her.

Wenn der Lehrer Heinrichen aufforderte, ihm das Vorgetragene wieder zu erzählen, so sah man recht deutlich, daß er nicht aufgemerkt hatte. Denn er wußte entweder gar nichts von dem, was der Lehrer gesagt hatte, oder er hatte nur etwas weniges davon gehört, und brachte nun manches vor, was bald unvollständig, bald ganz falsch war.

Der Lehrer hatte mit Heinrich große Noth, und wurde auf ihn oft unwillig. Du hast von Gott so schöne Anlagen erhalten, sprach er mehrmals zu ihm, aber du benutzest sie nicht. Du könntest in kurzer Zeit so vieles lernen, aber dein zerstreutes Wesen und deine Unaufmerksamkeit macht, daß du in nützlichen Kennt-

nissen fast gar nicht weiter kommst! Wie kannst du das bey Gott und bey dir selbst verantworten?

Ganz anders benahm sich Adolph. Befand er sich in den Lehrstunden, so dachte er an nichts anderes als an das, was der Lehrer vortrug. Er sammelte alle seine Gedanken, um den Vortrag ganz zu verstehen. Wollte Heinrich mit ihm plaudern oder ihn auf eine andere Weise in seiner Aufmerksamkeit stören, so hörte er nicht auf ihn, sondern bat ihn, still zu seyn und ihn in Ruhe zu lassen.

Die Folge davon war, daß Adolph, ob er gleich keine ausgezeichneten Anlagen besaß, doch sehr viel Nützliches lernte, und seinen Geist gut ausbildete. Der Lehrer mochte ihn wenn immer über das Vorgetragene befragen, Adolph wußte allezeit Red' und Antwort zu geben, und alles genau und richtig zu wiederholen, was der Lehrer erklärt und erzählt hatte.

So unzufrieden der Lehrer mit Heinrichen war, so groß war seine Zufriedenheit mit Adolph. Aus dem kann einmal etwas Tüchtiges werden, sprach er oft. Ich habe meine Freude, so oft ich den Knaben ansehe.

Was der Lehrer voraus sagte, traf wirklich ein. Adolph erwarb sich durch seine Aufmerksamkeit und seinen unermüdeten Fleiß sehr viele nützliche

Kenntnisse. Man lernte ihn näher kennen, und schätzte ihn. Er wurde bald angestellt, und da er so sehr geschickt war, so stieg er schnell von einem Amte zum andern, bis er auf einen der ansehnlichsten Posten im Staate gelangte, und nicht nur ein reichliches Auskommen, sondern auch Gelegenheit genug hatte, viel Gutes zu thun.

Ganz anders ging es mit Heinrichen. Da er, wegen seiner Unaufmerksamkeit, nichts Gründliches gelernt hatte, so währte es sehr lange, bis er als Schreiber eine Anstellung erhielt. Er rückte auch nicht weiter vor, sondern blieb sein Lebenlang ein Schreiber.

30.

## Der unachtsame Fritz.

Flüchtig wie Quecksilber war Fritz. That er etwas, so dachte er darüber selten nach. Der vernünftige Mensch gibt auf alles Acht, was um ihn ist. Fritz that dieß nicht — er war ein unachtsamer Knabe.

Eines Tages schickte die Mutter Fritzen zu ihrer kranken Schwester, damit er ihr eine Bouteille spanischen Wein bringe, den sie in ihrer Krankheit nöthig hatte. Fritz, sagte die Mutter, gib Acht, daß du die Flasche nicht zerbrichst. Es ist ein theurer Wein, und deine Tante hat ihn heute noch sehr nöthig.

Fritz versprach, Acht zu geben, und ging fort. Es war etwas glatt, und man mußte sehr aufmerksam seyn, wenn man nicht fallen wollte. Fritz war kaum auf die Straße gekommen, als er auch schon die Ermahnung der Mutter vergessen hatte. Er sah nach den Lerchen hin, die vor ihm her flogen, stolperte mehrmals, und hatte von Glück zu sagen, daß er nicht der Länge nach hinfiel. Aber auch das machte ihn noch nicht vorsichtiger.

Fritz ging wie blind vor sich hin, ohne auf die Menschen zu sehen, die ihm begegneten. Er war nur noch wenige Schritte von dem Hause seiner Tante entfernt. Da kamen ihm ein Paar Mägde entgegen, die Holz trugen, und von ihrer Bürde so niedergedrückt wurden, daß sie sich nicht recht umsehen konnten. Fritz hätte nun aufmerksam seyn sollen. Aber er rannte unbedächtig vor sich hin, stieß an eine der Mägde an, und fiel so lang er war. Die Bouteille flog von ihm weit weg, und zerbrach in viele Stücke.

Der theuere Spanische Wein, welcher der kranken Tante so nöthig war, floß nun auf der Erde herum. Fritz war vor Schrecken fast außer sich, und fing an, auf die Mägde zu schelten und zu weinen. Kaum wagte er es, nach Hause zurück zu kehren, und der Mutter den Vorfall zu erzählen.

Die Mutter wurde auf Fritzen sehr unwillig. Du machst mir, sprach sie, durch deine Unachtsamkeit vielen Verdruß. Wie oft habe ich dich schon gebeten und ermahnt, bey allem, was du thust, deine Sinne und deinen Verstand zusammen zu nehmen, und auf alles aufmerksam zu seyn, was um dich vor geht. Der Wein, den du heute verschüttet hast, hat einen Ducaten gekostet. Du mußt ihn bezahlen; denn wer durch seinen Muthwillen oder durch seine Unbedachtsamkeit Schaden anrichtet, muß diesen Schaden auch ersetzen.

Das war für Fritz ein hartes Wort; er hatte lange an dem Gelde gespart, das sich in seiner Sparbüchse befand, um sich dafür ein Schreibezeug und ein Etuis zu kaufen. Jetzt mußte er das lang gesparte Geld hergeben. Er weinte bitterlich und verwünschte seine Unachtsamkeit.

Dieser Vorfall machte Fritzen etwas bedächtiger. Allein seine alte Flüchtigkeit kehrte bald wieder, und machte ihn am Ende unglücklich. Ein ziem-

lich großer Fluß in der Nähe seines Wohnortes war sehr angeschwollen. Es ging eine Brücke über denselben, die ein morsches Geländer hatte. Das wußte Fritz. Dessen ungeachtet rannte er über die Brücke, und war so unbedachtsam, sich am Ende derselben anzulehnen. Das Geländer gab nach, und Fritz stürzte in den Fluß.

Zum Glück waren Fischer in der Nähe, die sogleich einen Kahn bestiegen, und Fritzen zu retten suchten. Sie fingen ihn auch wirklich auf, und brachten ihn glücklich ans Land. Er schien todt zu seyn, doch wurde er nach und nach zum Leben gebracht. Aber sein Körper war durch den Schrecken, den Fritz ausgestanden hatte, und durch die Erkältung im Wasser so sehr angegriffen worden, daß Fritz in eine gefährliche Krankheit verfiel. Nach zwey Wochen lag er im Grabe.

31.

## Die unachtsame Judith.

Judith hatte mit Fritzen die größte Aehnlichkeit. So wie er, so gab auch

sie auf das, was sie that, und auf das, was um sie vorging, wenig oder gar nicht Acht, und verdiente mit allem Recht den Namen eines unbedachtsamen Mädchens.

Das eine Mal rannte Judith mit einem Bret voll Weingläser an eine Ecke an; das Bret entfiel ihr, und die Gläser brachen in tausend Stücken. Ein ander Mal stieß sie, weil sie nicht aufmerksam war, an den Tisch an, an welchem gegessen wurde. Die Suppenteller bekamen dadurch eine solche Erschütterung, daß alle, die bey Tische saßen, von der fetten Suppe bespritzt wurden, und in ihren Kleidern Fettflecke bekamen. Zu einer andern Zeit lief Judith so leichtsinnig, und ohne sich um zu sehen, vor sich hin, rannte an ihren kleinen Bruder, der ihr entgegen kam, und stieß ihn so unsanft hin, daß er an die Wand fiel und sich ein kleines Loch in den Kopf schlug. Darüber erschrak das unachtsame Mädchen allerdings gar sehr, und fing an zu weinen, und zu jammern. Aber was halfs? Das Loch im Kopfe war da, und der arme Bruder mußte lange an der Wunde leiden, die ihm die Unachtsamkeit der Schwester verursacht hatte. Daß sie von ihren Aeltern einen scharfen Verweis bekam, kann man sich denken.

Judith wurde größer, aber immerfort blieb sie unachtsam. Eine ihrer Freundinnen hatte ein schönes Kleid von weißem Atlas bekommen. Judith beneidete sie darum, und bat ihre Aeltern, ihr doch auch ein solches Kleid machen zu lassen. Diese gaben endlich ihren Bitten nach, und Judith erhielt an ihrem Geburtstage ein schönes atlassenes Kleid zum Geschenke.

Wer war nun glücklicher als Judith! Sie zog das neue Kleid noch an diesem Tage an. Meine Tochter, sprach die Mutter zu ihr, dein Kleid ist sehr schön, aber es kostet auch viel Geld. Schone es um so fleißiger, und gib sorgfältig Acht, daß du es nicht beschmutzest oder zerreißest.

O darauf will ich gewiß recht Acht geben! versetzte Judith. Es wäre mein eigener Schaden, wenn ich es nicht thäte!

Judith hatte für den Nachmittag mehrere gute Freundinnen zu sich eingeladen. Die werden Augen machen, wenn sie mein neues Kleid sehen! dachte sie bey sich. Heute werde ich mich einmal recht herzlich mit ihnen freuen.

Kurz ehe die Freundinnen erschienen, sprang Judith mit ihrem Bruder noch in den Garten, um dort einem Sperlinge die Freyheit zu schenken, der in die Stube geflogen, und gefangen worden war. Der Sperling flog nicht gleich da-

von, sondern flatterte in eine Hecke. Judith, ohne an ihr Kleid zu denken, lief ihm nach, um zu sehen, wohin er kommen würde. Sie drängte sich durch ein Gebüsch. Das Kleid blieb an einem Dornenstrauche hängen. Judith war unachtsam genug, dieß nicht zu bemerken. Sie drängte sich mit Eilfertigkeit weiter, und zerriß ihr neues Kleid so sehr, daß es nun einem Fetzen ähnlich sah.

Etwas Unangenehmeres konnte Judithen nicht leicht begegnen. Sie schlug die Hände zusammen, that einen Schrey, und jammerte so sehr, wie wenn ihr das größte Unglück zugestoßen wäre. Die Aeltern kamen in den Garten geeilt, um zu sehen, was es gebe. Die Mutter bemerkte mit großem Verdrusse den Riß im Kleide, und fing an, der Tochter wohlverdiente Vorwürfe zu machen.

Judith verließ weinend und jammernd den Garten. Als sie in das Zimmer kam, fand sie schon einige Freundinnen beysammen, die auf sie warteten, und ihr mit Freundlichkeit entgegen kamen. Aber aus Judithens Seele war alle Heiterkeit gewichen. Sie bewillkommte ihre Freundinnen mit einem traurigen, ausgeweinten Gesichte, und eilte in eine andere Stube, um das zerrissene Kleid auszuziehen.

Durch ihre Unachtsamkeit hatte sich Judith alle Freude dieses Tages ver-

dorben. Sie dachte nur an ihr zerrissenes Kleid, und war keines freundlichen Blickes fähig. Da die andern Mädchen sahen, daß sie immerfort verdrießlich sey, so wurden sie auch mißmuthig, und gingen schon nach einer halben Stunde nach Hause. Judith aber weinte fort, und konnte die ganze Nacht hindurch nicht schlafen. Es währte lange bis sie sich wieder tröstete. Aber warum war sie so unachtsam!

Judith stand in ihrem zwanzigsten Jahre, als sie eines Abends etwas in der Kammer zu suchen hatte, in der verschiedenes, und unter andern auch Flachs, aufbewahrt wurde. Ihre Mutter war nicht zu Hause, sonst würde sie es nicht zugelassen haben, daß die Tochter mit dem Lichte in diese Kammer ging. Judith eilte hinein, und wollte die Sachen, die sie brauchte, recht schnell aufsuchen. Ihre Unachtsamkeit war so groß, daß sie die brennende Kerze dicht neben den Flachs hinstellte. Sie räumte so eilfertig manche Sachen auf, daß sie das Licht umstieß. Es fiel in den Flachs und zündete. Darüber erschrack sie so sehr, daß sie alle Fassung verlor, und statt das Licht schnell weg zu nehmen und das Feuer zu löschen, aus der Kammer lief, und ängstlich schrie: Es brennt! es brennt!

Unglücklicher Weise waren die Aeltern nicht zu Hause. Bis andere Leute

herbeykamen, hatte das Feuer schon um sich gegriffen. Nicht nur das Haus, in welchem das Feuer heraus kam, sondern noch drey andere wurden ein Raub der Flammen.

Judiths Aeltern konnten nichts retten. Alles was sie im Hause hatten, verbrannte, und sie erlitten den größten Schaden. — Es kam heraus, das Judiths Unvorsichtigkeit schuld an dem ausgebrochenen Feuer war. Sie wurde vor Gericht gefordert, und erhielt die stärksten Verweise. Die ganze Stadt sprach von ihrem Leichtsinne mit großem Unwillen, und viele zeigten mit Fingern auf sie, wenn sie außer dem Hause erschien. Sie wagte es am Ende kaum, mehr auszugehen. Scham und Kummer zogen ihr eine Krankheit zu, und nur mit Mühe wurde sie vom Tode gerettet.

Wenn Judith bey den Häusern vorbeyging, die durch ihre Unachtsamkeit abgebrannt waren, fühlte sie in ihrem Herzen eine große Unruhe, und machte sich die bittersten Vorwürfe. Noch in ihrem Alter empfand sie Unzufriedenheit und Scham, wenn sie an die erzählte Feuersbrunst dachte.

So üble und traurige Folgen kann die Unachtsamkeit nach sich ziehen.

32.

## Der Seehund.

Adam besuchte mit dem Vater ein Materialisten-Gewölbe. Hier sah er ein todtes Thier von der Decke herab hängen, das eine ganz eigne Gestalt hatte, und ihm noch nie zu Gesichte gekommen war. Es glich an Größe einem mittelmäßigen Kalbe, und sein glatter Kopf war dem Kopfe eines Pudels nicht unähnlich. Aeußere Ohren hatte es nicht. Sein Hals war dick, aufgeschwollen und runzlich; der Leib ebenfalls dick; die zwey kurzen Vorderfüße befanden sich gleich am Kopfe, die Hinterfüße aber machten mit dem platten Schwanze Ein Stück aus.

Adam erkundigte sich bey dem Vater um den Namen dieses sonderbar gestalteten Thieres.

Auf dem Wege nach Hause erzählte nun der Vater, daß dieses Thier zu den Raubthieren gehöre, und Seehund, auch Seekalb und gemeine Robbe heiße. Man findet es — sprach er — größtentheils in nördlichen Ge-

wässern und an den Küsten derselben. Im Sommer lebt es häufig auf dem festen Lande, im Winter aber gewöhnlich im Meere, und nährt sich von Seegräsern und Fischen.

Die Seehunde sonnen sich gern, und legen sich zu dem Ende sehr oft auf Eisschollen und Klippen, die von der Sonne beschienen werden. Hier schlafen sie häufig ein, und werden nicht selten mit Keulen erschlagen. Man pflegt sie übrigens auch zu schießen, und Harpunen auf sie zu werfen.

Man kann von den Seehunden Verschiedenes benutzen. In den alten Zeiten wurde ihr Fleisch in manchen Ländern selbst von Vornehmen gespeiset. Junge Seehunde haben ein so gutes Fett, daß man es als Baumöl brauchen kann. Die Haut dieser Thiere ist stark, und wird häufig zu Reittaschen und zu Koffer-Ueberzügen benutzt. Man treibt einen starken Handel damit. Für die Nordländer ist der Seehund eben so nützlich, ja noch nützlicher als für uns das Schaf.

---

33.

# Der aufrichtige Jakob.

Unter die guten Eigenschaften, die der kleine Jakob besaß, gehörte auch seine Aufrichtigkeit. Wie er es in seinem Herzen meinte, so zeigte er sich auch äußerlich. Beging er einen Fehler, so verhehlte er ihn nicht, sondern bekannte ihn mit aller Aufrichtigkeit.

Höre Jakob, sagte einmal Siegmund zu ihm, der schlimme Tobias hat eine Menge Datteln von einem Vetter aus Italien bekommen. Die Datteln sind herrliche Früchte, wir müssen den kleinen Dattelmann dahin bringen, daß er uns einen Theil von diesen Früchten zukommen läßt. Wir müssen ihm ein klein wenig schmeicheln.

Das kann ich nicht, versetzte Jakob. Ein Schmeichler mag und werde ich nie seyn. Schmeicheley ist mir vom Herzen zuwider. Du weißt, erst gestern haben wir einen Streit mit ihm gehabt. Er war sehr unartig; aber das wollte

er durchaus nicht eingestehen. Wir waren gezwungen, ihn aus unsrer Gesellschaft zu entfernen. Das wird er uns nicht vergeben; aber er hat's verdient.

Indem Jakob und Siegmund so mit einander sprachen, näherte sich Tobias mit einem Teller voll Datteln. Siegmunden gelüstete es danach. Er rief den Dattelmann herbey. Ey, du hast ja da herrliche Früchte! rief er ihm freundlich zu, wer nur auch einen Vetter in Italien hätte!

Nicht wahr? versetzte Tobias, und schmunzelte. Erkennt ihr es heute, daß ihr mir gestern Unrecht gethan habt?

Lieber Tobias, sprach Siegmund, wir haben es nicht so böse gemeint; es war blos unser Spaß; das wissen wir wohl, daß du ein artiger, guter Knabe bist. Du hättest nicht gleich alles so sehr übel aufnehmen sollen. Du kannst versichert seyn, daß wir dich lieben.

Und du, Jakob, schweigst? fragte Tobias lächelnd.

Wenn du willst, daß ich rede, antwortete Jakob, so muß ich dir offen gestehen, daß ich anders denke als Siegmund. Ich glaube, es ist dir gestern nicht im geringsten unrecht geschehen. Du warst sehr unartig, das kannst du nicht läugnen, wenn du ehrlich seyn willst. Du hast auf unsre Bitten nicht geachtet,

und uns am Ende gezwungen, dich aus unsrer Gesellschaft fortzuschaffen. Es ist nur geschehen was recht war. Ich hoffe, du wirst dir dieß zur Warnung für die Zukunft dienen lassen; du bist sonst kein übler Knabe, und ich werde dich wieder recht gern haben, wenn du artiger wirst.

Diese Rede stand dem kleinen Tobias nicht an. Er gab Siegmunden zwey Hände voll Datteln, dem aufrichtigen Jakob aber keine einzige. Als Tobias sich wieder entfernt hatte, reichte Siegmund seinem Nachbar Jakob einige Datteln. Aber dieser nahm sie nicht an. Es sind erschmeichelte Datteln, sprach er, an denen ich durchaus keinen Antheil haben will.

Siegmund erhielt von Tobias noch mehrere Datteln. Jakob dagegen ging leer aus. Daraus machte er sich aber nichts.

Wer handelte besser, Siegmund oder Jakob? Und wer war des Tobias besserer Freund?

34.

# Aufrichtigkeit.

(Beschluß.)

Jakob befand sich in der Schule. Er war etwas früh hingekommen, und außer ihm war noch niemand da, als Tobias. Jakobs Tintenfaß war leer; er holte die Flasche, die mit Tinte gefüllt war, und wollte sich davon etwas eingießen. Aber die Flasche glitt ihm aus der Hand und zerbrach. Ein ziemlich großer Fleck wurde schwarz gefärbt.

Jakob sah voraus, daß der Lehrer darüber unwillig werden würde, und es verdroß ihn sehr, daß er mit der Flasche nicht vorsichtiger gewesen war.

Laß dir nicht bange seyn, sprach Tobias, wer weiß es denn, daß du die Flasche zerbrochen hast? Komm, laß uns schnell aus der Schulstube gehen; es hat uns niemand darin gesehen, und es wird daher auch niemand wissen, wer die Tinte verschüttet hat.

Ein allerliebster Rath! versetzte Jakob. Du glaubst also, ich sollte verhehlen was ich gethan habe? Dazu bin ich nicht im mindesten geneigt.

Du bist ein Närrchen, sprach Tobias. Was hilft es nun, wenn du dich auch hinstellst und ausrufst: ich bin der Thäter! ich habe die Flasche zerbrochen! Dadurch wird die Flasche nicht ganz, und du — du kannst es dir leicht vorstellen, welchen Verdruß du davon haben wirst.

Immerhin, antwortete Jakob. Ich bin dann doch ehrlich und aufrichtig, und was ist dagegen aller Verdruß! Ich will dem Lehrer alles offen gestehen.

Thue was du willst, sprach Tobias. Wäre ich an deiner Stelle, ich wüßte, was ich thäte! —

Es kamen nun mehrere Schüler herbey, ohne daß sie den Tintenfleck auf dem Boden bemerkten. Auch der Lehrer erschien, aber auch er merkte es nicht, daß die Tintenflasche zerbrochen war.

Jakob erhob sich nun von seinem Sitze, ging zu dem Lehrer, erzählte ihm, was ihm begegnet sey, und bat ihn, nicht unwillig darüber zu werden; er wolle Flasche und Tinte bezahlen und auf seine Kosten den Boden waschen und reiben lassen.

Der Lehrer, der die Reinlichkeit sehr liebte, machte ein finstres Gesicht. Du hast uns das Zimmer sehr schmutzig gemacht, sprach er, und die Tinte läßt sich aus dem Boden nicht ganz wegreiben. Sage mir nur, hast du die Flasche aus Muthwillen zerbrochen?

Nein, lieber Lehrer, antwortete Jakob, sie ist mir entschlüpft. Aber freylich hätte ich vorsichtiger und behutsamer seyn sollen.

Ich glaube dir, versetzte der Lehrer, denn ich kenne dich als einen aufrichtigen Knaben. Und weil du mir alles so offen gestanden hast, so verzeihe ich dir. Sey ein ander Mal nur vorsichtiger.

Alle Schüler freuten sich über Jakobs Aufrichtigkeit, so wie über des Lehrers Urtheil. Durch sein aufrichtiges Herz erwarb sich jener allgemeine Liebe und allgemeines Zutrauen. Dem Tobias traute dagegen niemand.

Jakobs Freunde hingen an ihm mit aller Treue, denn sie wußten, daß er es aufrichtig mit ihnen meine. Sagte er etwas bey einer Untersuchung aus, so wurde es nie bezweifelt, sondern als reine Wahrheit angenommen; denn seine Redlichkeit und Aufrichtigkeit war bekannt.

Wer ein aufrichtiges Herz besitzt, besitzt ein kostbares Kleinod. Aufrichtigkeit erwirbt Liebe, Hochachtung und Vertrauen.

35.

## Der Hund.

Wilhelm war ein großer Freund von Hunden. Und allerdings verdient es dieses nützliche Hausthier, daß man ihm gut ist. Wer weiß es nicht, daß es sich durch viele gute Eigenschaften auszeichnet? Es ist oft von einer schönen Gestalt; auch haben viele Hunde eine so große Stärke, daß sie es mit Wölfen aufnehmen können; sie besitzen feine Sinne; sind sehr gelehrig, und ihrem Herrn mit größter Treue ergeben. Wenn dieser sich unter vielen tausend Personen verliert, so wissen sie ihn durch ihr feines Gehör und ihren feinen Geruch ausfindig zu machen. Die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt, vergessen sie nicht leicht, werden sie aber von ihm gezüchtigt, so unterwerfen sie sich willig der Strafe, und zürnen nicht über die Beleidigungen, die ihnen widerfahren.

Wer weiß es nicht, zu welchen nützlichen Diensten der Hund geschickt ist? Er bewacht Kaufmannsgüter, Haus und Hof, Heerden u. d. m. Wie schwer würde es den Hirten werden, ihre Heerden in Ordnung zu erhalten, wenn sie keine Hunde hätten! Selbst im Kriege hat man sonst bisweilen Hunde gebraucht.

Dabey läßt sich der Hund zu mancherley Kunststücken abrichten, z. B. zum Trommeln, zum Bratenwenden, zum Schleifstein-Drehen u. d. m. An manchen Orten bedient man sich der Hunde sogar zum Ziehen der Karren und Schlitten. Und welche nützliche Dienste leisten sie bey der Jagd! sie spüren Vögel, Hasen, Dachse und andere Thiere auf, und zeigen dem Jäger den Ort an, auf welchem sich dieselben befinden. Selbst zum Fischfang lassen sie sich abrichten.

Das Hundefleisch soll nicht übel schmecken. Man vergleicht seinen Geschmack mit dem Geschmacke des Schöpsenfleisches. In vielen Ländern werden daher Hunde Heerdenweise gemästet, und geschlachtet. Auch das Hundefett wird gerühmt; es soll wie Gänsefett schmecken, und bey Brustübeln eine gute Arzney seyn. Die Haut der Hunde läßt sich auch recht gut benutzen.

Uebrigens gibt es eine Menge Arten von Hunden, und jeder Leser dieses Buches wird deren mehrere zu nennen wissen.

Wenn irgend jemand Wilhelms Liebe zu den Hunden tadelte, so war er gleich bereit, einen Advocaten zu machen, und diese Thiere mit aller Beredsamkeit zu vertheidigen. Er setzte dann auseinander, wie nützlich, folgsam, treu und fast unentbehrlich die Hunde seyen. Seine Cameraden nannten ihn daher oft im Scherze einen Advocaten der Hunde.

So lieb indeß Wilhelm die Hunde hatte, so besaß er doch selbst keinen Hund. Wohl aber sagte er oft zu seinem Vater: wenn du mir eine recht große Freude machen willst, lieber Vater, so erlaube mir, einen Hund zu halten. Der Vater hörte diesen Wunsch des Sohnes oft, aber er blieb unerfüllt.

## 36.

## Wilhelm ist sehr vergnügt.

(Fortsetzung)

Eines Frühjahrs machte Wilhelm seinem Vater große Freude. Dieser hatte ein Stück Feld gekauft, um es in einen Garten umzuwandeln. Nun aber lagen eine Menge Steine darauf, die zuerst weggeschaft werden mußten. Wilhelm

hörte dieß kaum, so erbot er sich gegen den Vater, die Steine auf dem gekauften Stücke Feld aufzuklauben, und auf seiner Karre wegzufahren.

Schon den Tag darauf ging Wilhelm an dieses Geschäft, und wenn er eine freye Stunde hatte, so eilte er auf jenes Stück Feld und reinigte es von Steinen. Bisweilen halfen ihm seine Cameraden bey dieser Arbeit.

Nach einigen Wochen war durch Wilhelms Thätigkeit das Stück Land von Steinen fast ganz gereinigt. Der Vater war darüber nicht wenig erfreut. Er schüttelte dem Sohne die Hand, und sagte mit aller Freundlichkeit zu ihm: ich danke dir, lieber Wilhelm, für deine Mühe; in dem Garten, den ich machen will, sollst du ein Paar hübsche Beete erhalten.

Das war für Wilhelm, der den Gartenbau liebte, ein herrliches Versprechen, und er dankte dem Vater recht herzlich dafür.

Nach einigen Tagen rief der Vater den muntern, thätigen Wilhelm in den Hof. Er führte ihn zu einem umgestürzten Korbe. Wirst du wohl errathen, was unter dem Korbe ist? sprach er zu ihm, es ist etwas für dich.

O lieber Vater, versetzte Wilhelm, wie gütig bist du! — Wenn unter dem Korbe ein Hund wäre, wie glücklich wär' ich dann!

Nun so hebe den Korb auf, sprach der Vater, und sieh' nach, was darunter steckt.

Wilhelm that dieß mit jugendlicher Hastigkeit. Und welche Freude für ihn! Unter dem Korbe befand sich wirklich ein schöner, gekrauster Hund, — ein Wasserhund.

Wilhelm rief aus: So vergnügt war ich noch nie! Vater! soll dieser schöne Hund wirklich mir gehören?

Als der Vater diese Frage bejaht hatte, fiel ihm Wilhelm um den Hals, und dankte ihm mit lauter Freude für dieses schöne Geschenk. Dann lief er im Hause herum, und rief es jedermann zu, daß er nun einen Hund habe.

57.

## Wilhelm und sein Hund.

(Fortsetzung.)

Der Vater ließ in einem Winkel des Hofes ein kleines Häuschen bauen

I. Theil.

Wilhelm und sein Hund.

Erzählung. 37.

Wilhelm war begierig, zu erfahren, für wen es bestimmt sey. Das sollst du sehen, wenn es fertig ist, sprach der Vater und lächelte.

Als das Häuschen fertig war, rief der Vater den Sohn in den Hof. Ey, ey, rief Wilhelm, wie niedlich ist das Häuschen ausgefallen! Das rothe Schindeldach nimmt sich nicht übel aus! Wer wird nun darin residiren?

Es residirt schon jemand darin, versetzte der Vater, sieh nur nach.

Wilhelm öffnete die Thüre des Häuschens, und wie sehr wurde er überrascht, als er darin seinen Hund erblickte, dem er den Namen Fidelio gegeben hatte. Fidelio! Fidelio! rief er frohlockend aus, soll dieß deine Residenz seyn?

Fidelio sprang aus dem Häuschen zu seinem Herrn, und leckte ihm die Hand. Dieser streichelte ihn, und nannte ihn seinen treuen Kammerdiener.

Wenn Wilhelm ein freyes Stündchen hatte, so gab er sich mit seinem Hunde ab, und unterrichtete ihn in mancherley Kunststücken. Wollte Fidelio von seinem Herrn etwas erlangen, so stellte er sich auf die Hinterbeine, nnd mit den vordern bat er. Legte ihm sein Herr in einiger Entfernung etwas hin, und rief ihm zu: kriech darnach! so legte sich Fidelio auf den

Bauch, und kroch nach der Sache. Auch im Tanzen war er nicht ungeschickt. In den wärmern Jahreszeiten wurde er täglich gebadet. Er hatte eine natürliche Liebe für das Wasser. Wenn Wilhelm ein Stück Holz in einen Fluß warf, so sprang Fidelio sogleich ins Wasser, schwamm nach dem Holze, und holte es ans Land.

Einmal ging Wilhelm über eine Brücke. Fidelio, sein treuer Kammerdiener, begleitete ihn. Es ging ein starker Wind, und eh' es sich Wilhelm versah, wurde sein Hut in den Fluß geweht. Augenblicklich sprang Fidelio von der Brücke ins Wasser, schwamm dem Hute nach, erreichte ihn, und brachte denselben glücklich aus dem Wasser.

Ein andermal hatte Wilhelm einen schönen gestrickten Beutel mit einem Goldstücke zum Geschenk erhalten. Er hatte darüber eine große Freude; denn so reich war er nie gewesen als jetzt. Da er noch an diesem Tage einen Spaziergang machte, so nahm er den Beutel mit dem Goldstücke mit, um beydes einem Freunde zu zeigen, den er auf seinem Spaziergange zu treffen hoffte.

Wilhelm traf mit dem Freunde wirklich zusammen. Er griff schnell nach dem Beutel, aber weg war er. Wilhelm suchte sorgfältig alle Taschen durch,

allein der Beutel mit dem Goldstücke war nirgends zu finden. Wilhelm erschrak darüber, und schon wollte er zurück eilen, um das Verlorne zu suchen, als er zu seiner Verwunderung und Freude wahrnahm, daß Fidelio, der hinter ihm her lief, den verlornen Beutel in seiner Schnauze trug. Wilhelm hatte ihn mit dem Schnupftuche aus der Tasche gezogen; Fidelio aber ließ ihn nicht liegen, sondern hob ihn auf, und trug ihn seinem Herrn nach.

Es war sehr natürlich, daß Wilhelm seinen Fidelio, der ihm des Abends, wenn es finster war, auch die Laterne vortrug, solcher guten Eigenschaften wegen sehr liebte. Oft sagte er: unter allem, was ich besitze, ist mir Fidelio das Liebste.

## 38.

## Wilhelms Betrübniß.

(Beschluß.)

Wilhelm hatte es gern, wenn Fidelio immer recht munter war. Damit er dieses sey, gab er ihm nicht zu viel zu fressen, ließ ihn nicht lange faullenzen, und

brachte ihn fast täglich ins kalte Wasser. Dabey befand sich Fidelio sehr wohl, und war allezeit flink und lustig.

In einem heißen Sommer ging jedoch mit Fidelio eine große Veränderung vor. Er verlor auf Ein Mal seine Munterkeit, wurde traurig und schläfrig, floh seinen Herrn, und suchte die Einsamkeit. Bisweilen verkroch er sich ängstlich, schlich sich zum Futter, ohne zu fressen, ließ Ohren und Schwanz hängen, knurrte immerfort und zeigte sich geneigt, Menschen und Thiere anzufallen, die ihm nahe kamen.

Wilhelm sah es wohl, daß Fidelio krank seyn müsse. Er ging zum Vater, und erzählte ihm, was er an dem Hunde bemerkt hatte. Der Vater ging sogleich hin, um das Thier selbst zu besehen. Nachdem dieß geschehen war, sprach er zu Wilhelmen: Mein Sohn, mit dem Fidelio sieht es übel aus.

Wilhelm wurde bey diesen Worten sehr betroffen. Ich hoffe, sprach er, daß Fidelio bald wieder gesund wird.

Das glaube ich nicht, versetzte der Vater, trügt mich nicht alles, so ist Fidelio toll oder wüthend. Die Hunde bekommen theils im Alter, theils bey sehr großer Hitze, wie wir sie gegenwärtig haben, theils bey allzu grö-

ßer Kälte die Wuth. Dann sind sie höchst gefährlich, und müssen getödtet werden, denn wenn sie andere Thiere oder Menschen beissen, so werden diese auch wüthend.

Wilhelm war sehr bestürzt. Der Vater erklärte, Fidelio müsse erschossen werden. Wilhelm fing an zu weinen, und bat den Vater, den Hund am Leben zu lassen. Diese Bitte konnte indeß nicht erfüllt werden. Denn es zeigte sich immer mehr, daß Fidelio wirklich wüthend sey. Noch an demselben Tage wurde daher ein Jäger herbey gerufen, der das treue Thier erschoß.

Wilhelm weinte und jammerte um seinen Fidelio. Er ist mir so lieb gewesen! sprach er. Wie geschickt, wie munter, folgsam und treu war das gute Thier!

Mehrere Tage hindurch war Wilhelm über den Verlust seines Hundes sehr betrübt. Bey dem Schreiner ließ er einen Verschlag machen, in welchen Fidelio hineingelegt wurde. Man verscharrte ihn unter einer Eiche. Oft sagte Wilhelm, wenn er sich auf diesem Platze befand: hier liegt mein treuer Fidelio begraben.

39.

## Der beharrliche Theobald.

„Aber wirst du denn nicht müde, auf diesem Acker die Steine aufzulesen?“ sprach eines Tages Andreas zu Theobald. „Ich sehe dich schon zwey oder drey Wochen lang auf dem Acker. So lange könnte ich eine so mühsame Arbeit nicht aushalten. Das muß ja ein äußerst beschwerliches und langweiliges Geschäft seyn, so viele Steine aufzuklauben.“

Es ist freylich nicht leicht und auch nicht sehr angenehm, sprach Theobald, aber ich habe mir vorgenommen, einen bestimmten Fleck von Steinen ganz zu reinigen. Bisweilen wird mir diese Arbeit allerdings sehr schwer, aber ich habe sie einmal angefangen, und will sie auch zu Ende bringen. Denn was man anfängt, muß man niemals unvollendet lassen. Man muß in allen Dingen beharrlich seyn.

Nach einer Woche hatte Theobald seine mühsame Arbeit geendigt. Aber nun war auch seine Freude um so größer, und als sein Vater sah, daß der Sohn

das angefangene Geschäft auch standhaft zu Ende gebracht hatte, freute er sich auch, und nannte ihn einen braven, wackern Knaben, was dem ehrliebenden Herzen Theobalds sehr wohl that.

Einmal fand Andreas seinen Freund Theobald am Schreibetische. Er übte sich im Nachmachen großer Buchstaben. Aber sie wollten ihm nicht nach Wunsch gelingen. Schon sechs Blätter Papier hatte er weggeworfen, weil die Buchstaben, die er darauf hingezeichnet hatte, ihm durchaus nicht gefielen. Andreas lachte ihn aus, und sagte: „wie könnte ich mich mit diesen Buchstaben so lange plagen! laß es gut seyn, und komm spazieren“ — Nein, versetzte Theobald, ich habe mir vorgenommen, die Buchstaben so vollkommen zu machen, als mir nur immer möglich ist; ich ruhe nicht eher, bis dieß geschieht. Noch sechs andre Blätter mußten weggeworfen werden. Endlich aber gelang es dem beharrlichen Theobald, die Buchstaben so zu machen, daß er damit zufrieden seyn konnte. Nun war aber auch seine Freude um so größer.

Und so beharrlich war Theobald in allen Stücken. Was er einmal anfing, davon ließ er nicht eher ab, bis es geendigt war. Dadurch erwarb er sich viele nützliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten.

In seinem funfzehnten Jahre kam Theobald zu einem Kaufmanne in die Lehre. Hier mußte er viel arbeiten, viel entbehren, und sich manche andere Unannehmlichkeit gefallen lassen. Bisweilen wurde er traurig darüber, und wünschte an einen andern Ort zu kommen. Doch er beruhigte sich bald wieder, und nahm sich vor, bey seinem Lehrherrn standhaft auszuharren. Nach einigen Wochen hatte sich Theobald an alles gewöhnt. Sein Herr bemerkte seinen Fleiß und sein beharrliches Wesen, und gewann ihn sehr lieb. Nun hatte Theobald bey ihm die besten Tage.

Und so gelang es Theobalden überhaupt, sich durch seine Beharrlichkeit die Achtung seiner Nebenmenschen zu erwerben. Er wurde ein glücklicher Mann.

40.

## Therese.

Therese war ein flinkes, muntres Mädchen. Sie hatte von Natur schöne Anlagen. Alles begriff sie sehr leicht, und fing sie etwas an zu lernen, so war

sie damit bald fertig. Dagegen begriff ihr Bruder Friedrich sehr schwer, und mit dem Lernen ging es bey ihm auffallend langsam.

Und doch erwarb sich Friedrich mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten als seine Schwester. Das kam daher: Therese war nicht, so wie Friedrich, beharrlich. Sie fing vielerley an, ließ es aber bald wieder liegen nnd ging zu etwas anderem über. Sie hatte Lust, Musik zu lernen. Der Vater hielt ihr einen Claviermeister; aber nach drey Monaten hatte sie die Lust zur Musik schon wieder verloren, und obgleich ihr Lehrer noch ein Jahrlang zu ihr kam, so lernte sie doch nicht viel. Einmal fing sie das Sticken an; kaum hatte sie sich einen Monat darin geübt, so bat sie die Mutter, ihr zu erlauben, daß sie statt des Stickens lieber das Blumenmachen lerne; aber auch dabey blieb sie nicht lange, und so kam es denn, daß sie vieles vornahm, und doch nichts Ordentliches lernte.

Friedrich dagegen blieb bey der Sache, die er einmal vorgenommen hatte, und wurde ein geschickter Mensch. Therese aber, weil sie nicht beharrlich war, blieb ein ungeschicktes Mädchen.

Die schönsten Naturgaben helfen nichts, wenn man in der Ausbildung derselben nicht beharrlich ist.

41.

## Der Wolf.

An einem Winterabende trat in Herrn Neuthals Haus ein Reisender, und bat, daß ihn Herr Neuthal für die Nacht beherbergen möchte. Ich war gesonnen, erzählte er, heute noch bis in die nächste Stadt zu gehen, und in dem dasigen Gasthofe zu übernachten. Aber ich wage es nicht. Vor einer halben Stunde erblickte ich in dem nahen Walde eine Menge von Wölfen, die großen Hunger zu haben schienen. Nun weiß ich wohl, daß der Wolf sich vor den Menschen fürchtet und vor ihnen entläuft. Aber man hat doch Beyspiele, daß Wölfe bey großem Hunger auch Menschen angefallen und getödtet haben, und ich traue mich daher nicht, weiter zu gehen.

Daran thun Sie wohl, sprach Herr Neuthal zu dem Fremden. Blei-

ben sie bey uns; wir geben Ihnen gern Nachtquartier. Die bösen Wölfe! Wenn wir ihrer nur los werden könnten. In Deutschland und in andern Ländern hat man sie fast ganz vertilgt. Aber bey uns in Polen schwärmen sie noch immer in Menge herum, und rauben uns viel Vieh. Sie haben Recht, selbst Menschen fallen sie an, wenn sie von dem Hunger geplagt werden, und nichts anderes vorfinden, um ihn zu stillen. Das Beste ist es freylich, wenn Reisende den Wolf durch Feuer, das er sehr fürchten soll, zu verscheuchen suchen. Auch scheut er sich vor dem Kettengerassel, und Reisende thun wohl, wenn sie an ihre Wagen Ketten anhängen, so daß dieselben ein Gerassel machen. Indeß ist nicht ganz zu trauen. Wohl ist es wahr, der Wolf kann mehrere Tage lang Hunger vertragen, aber dabey ist er eines der gefräßigsten Thiere, das zu einer einzigen Mahlzeit bisweilen zwey Schafe aufzufressen im Stande ist.

Michel, Herrn Neuthals Sohn, hörte aufmerksam zu, und bat seinen Vater, er möchte von dem Wolfe noch mehr erzählen. Das that der Vater. Unter andern erzählte er auch Folgendes:

Der Wolf gehört zu den stärksten Thieren, ob er gleich nicht um vieles größer ist als ein großer Schäferhund. Er besitzt so viel Kraft, daß er Ochsen und

Pferde niederreissen kann. Seine Ausdünstungen riechen so übel, daß sie jedem Thiere unausstehlich sind. Manche wilde Menschen essen sein Fleisch; dieß thut kein Thier, selbst der Hund verschmäht das Wolfsfleisch, auch wenn es ihm gebraten vorgelegt wird.

Man findet den Wolf in allen Welttheilen. Was ihm auch immer von lebendigen Thieren aufstößt, packt er an, und frißt es auf, wenn er es anders bezwingen kann. Um ein Thier zu erhaschen, gebraucht er oft List, und nimmt bisweilen mehrere Wölfe zu Hülfe, um es desto schneller und sichrer zu fangen.

Bekommt der Wolf kein Fleisch zu fressen, so frißt er selbst Baumknospen, Moos, Schilf und Lehm. Ja man sagt sogar, daß bey großem Hunger ein Wolf den andern anfalle und der Stärkere den Schwächern auffresse.

Hat der Wolf kein frisches Wasser, das ihm unentbehrlich ist, so heult er gewaltig. Die Hunde sind seine natürlichen Feinde; aber sie fallen ihn nicht gern an, weil er ein scharfes Gebiß hat und fürchterlich um sich haut. Sie sträuben ihr Haar, wenn sie einen Wolf erblicken.

Von dem Wolfe benutzt man fast nur allein die Haut. Aus ihr macht man

Pferdedecken, Müffe, Wildschuren u. d. m. Je weißer das Haar der Haut, um so schöner und kostbarer ist sie.

Michel hatte noch nie einen Wolf gesehen. Da er hörte, daß man diese Thiere in eisernen Fallen und in Gruben fange, so bat er seinen Vater, er möchte doch eine solche eiserne Falle kaufen, oder eine solche Grube graben lassen. Der Vater lächelte dazu, und sagte: das wollen wir den Jägern überlassen; wir haben etwas anderes zu thun als Wölfe zu fangen.

42.

## Der Zusammenlauf.

(Beschluß.)

Den Tag darauf sah Michel zum Fenster hinaus. Vater, rief er, komm nur her, und sieh, was es auf der Gasse gibt. Es laufen erstaunlich viele Menschen zusammen.

Der Vater kam und sah. Eben wollte er das Zimmer verlassen, und

selbst nahsehen, was es gebe, als eine Magd herein trat, und ausrief: der Jäger Helms hat einen großen Wolf geschossen!

Diese Worte brachten Micheln in die lebhafteste Bewegung. Vater, rief er freudig aus, o erlaube mir, daß ich hinlaufe, und den geschossenen Wolf besehe!

Wir wollen mit einander gehen, versetzte der Vater, nahm den Sohn bey der Hand, und ging mit ihm auf den Platz, wo der Zusammenlauf war.

Hier sahen denn Vater und Sohn wirklich einen getödteten Wolf. Der Jäger Helms hatte sich in einiger Entfernung von dem Orte eine Grube in die Erde graben, sich darüber ein Dach von Bretern machen, und dasselbe mit Erde und Rasen belegen lassen. Es entstand auf diese Weise ein Häuschen, das ein Paar ganz kleine Fensterchen hatte. Hier wachte Helms in solchen Nächten, wenn der Mond schien. Ungefähr funfzehn Schritte von diesem Häuschen lagen Aeser. Durch diese sollten Wölfe, die einen sehr feinen Geruch haben, herbey gelockt werden. Das war in der verflossenen Nacht geschehen. Gegen zehn hungrige Wölfe waren an das Aas gekommen. Den größten von ihnen nahm Helms aufs Korn, drückte die Flinte los, und der Wolf purzelte nieder.

Michel betrachtete den Wolf genau. Er glich in seinem ganzen Körperbaue dem Hunde, und besonders dem Fleischerhunde; nur hatte er einen stärkern, gedehnten Leib, einen größern und mehr zugespitzten Kopf, und einen kleinern Fuß. Sein Haar war ziemlich lang, gelblich braun und stand am Halse aufrecht.

Der Jäger zog dem Thiere die Haut ab, und verkaufte sie für drey Ducaten.

43.

## Philippinchen und ihr Vogel.

Philippinchen liebte die Vögel sehr. Ihre Mutter wollte ihr einmal eine Freude machen, und schenkte ihr einen schönen Kanarienvogel. Nun war Philippinchen recht glücklich. Der Vogel war sehr munter, und hatte eine schöne Stimme. Philippinchen zeigte ihn jedermann, und gab ihm den Namen Lilli.

Philippinchen wußte, daß die Kanarienvögel im Singen vermittelst einer Drehorgel unterrichtet werden können. Sie ruhte nicht eher, bis sie eine solche Drehorgel geliehen bekam. Nun spielte sie ihrem Vogel häufig vor, und Lilli sang der Orgel nach. Nach drey Monaten sang er mehrere hübsche Melodieen.

Nun hatte Philippinchen ihren Kanarienvogel noch lieber. Sie ließ für ihn einen schönen Käfich machen, fütterte ihn sorgfältig, besuchte ihn oft, und plauderte dann zu ihm, wie wenn er alles verstände. Sie überhäufte ihn mit Liebkosungen aller Art, und nannte ihn bald ihr Goldvögelchen, bald ihre Herzensfreude, bald ihren lieben Kammersänger.

Philippinchen machte es übrigens mit ihrem Kanarienvogel wie es viele Aeltern mit ihren Kindern machen. Diese glauben, ihren Kindern die Liebe zu ihnen am besten dadurch zu beweisen, wenn sie ihnen alles geben, was sie wünschen, und besonders durch Leckereyen und Naschwerk ihnen Freude machen. Philippinchen glaubte auch, weil sie ihren Vogel so außerordentlich lieb habe, so müsse sie ihn recht gut halten, und ihm das, was ihm schmecke, im Ueberflusse reichen. — Das geschah. Philippinchen gab dem Kanarienvogel Sämereyen, die ihm sehr wohl schmeckten, die aber dabey sehr fett und erhitzend waren. Sie hielt dabey kein Maß und Ziel, sondern schüttete das Freßnäpfchen des Vogels immer ganz voll und überfütterte ihn.

Es währte nicht lange, so verlor der Kanarienvogel seine vorige Munterkeit. Er sang auch nicht mehr so viel und nicht so schön als sonst. Seine Federn

sträubte er in die Höh', zog seinen Leib zusammen, und saß ganz still und traurig da.

Philippinchen sah dieß, eilte zu ihrem Vater, und sprach zu ihm: ach, lieber Vater, mein Lilli scheint mir krank zu seyn; er sieht sehr trübsinnig aus; ach, wenn er mir nur nicht stirbt!

Dann wärst du an seinem Tode Schuld, antwortete der Vater.

Ich? lieber Vater! versetzte Philippinchen. Wie wäre das? Ich habe ja den Kanarienvogel immer so lieb gehabt, ich habe ihn sorgfältig gewartet und gepflegt, ich habe es ihm nie an Futter fehlen lassen, wie könnte ich an seinem Tode Schuld seyn?

Du hast ihn eben durch deine zu große Liebe um seine Gesundheit gebracht, antwortete der Vater. Du hast ihn zu Tode gefüttert. Es geht dir, wie es vielen Aeltern geht. Sie wollen durch Zuckerwerk und anderes Naschwerk ihren Kindern eine rechte Freude machen, und verderben dadurch ihren Magen, machen sie kränklich und schwach, und ziehen ihnen bisweilen einen frühzeitigen Tod zu. — Du hast es mit deinem Kanarienvogel eben so gemacht; du hast ihm zu viel fettes und erhitzendes Futter gegeben; ich habe dich wiederholt davor ge-

warnt, aber du hast mir nicht gefolgt; jetzt wirst du wohl um deinen Vogel kommen.

Philippinchen wurde darüber sehr betrübt, und ihre Augen wurden feucht. Sie wollte eben nachsehen, was Lilli mache, als ihr Bruder in des Vaters Zimmer trat, und zu ihr ängstlich sagte: Schwester, dein Vogel ist von dem Hölzchen, auf dem er saß, auf den Boden des Käfichs gefallen; ich glaube, er ist todt.

Philippinchen war darüber nicht wenig bestürzt. Sie eilte in das Zimmer, wo der Vogel sich befand. Sie kam zum Käfich. Da lag ihr schöner Vogel auf dem Boden hingestreckt, ohne Leben.

Philippinchen fing bitterlich zu weinen an, und war lange nicht zu trösten. Der Bruder machte von Pappe ein Kästchen. In dieses wurde Lilli gelegt. Unter einem Kirschenbaume grub der Bruder ein Loch; in dieses that Philippinchen den Kanarienvogel, und legte Erde darüber. Wochenlang trauerte sie um ihn.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

I. Theil

Der unbescheidene Georg.

Erzählung 44.

## 44.

## Der unbescheidne Georg.

Auf einer Wiese waren mehrere Knaben versammelt, um sich zu belustigen. Unter ihnen befand sich auch Georg. Mehrere schlugen ein angenehmes und unschuldiges Spiel vor, und alle waren damit zufrieden, nur Georg nicht. Dieser sagte, er wolle das Spiel nicht mit spielen; es gefalle ihm nicht. „Ihr wißt alle nicht, was hübsch ist, rief er aus, ich weiß es besser.“

Oho, versetzte Carl, lobe dich nur nicht selbst so stark! das ist nicht fein.

Was? rief Georg. Ihr seyd alle nichts gegen mich. Mein Vater ist reich; er wendet viel auf mich; ich habe mehrere Lehrer; jedermann gibt mir das Zeugniß, daß ich viel lerne, und daß ich im achten Jahre mehr gewußt habe, als mancher andere im funfzehnten. Ich denke, ihr werdet euch mit mir nicht messen wollen. Hahaha!

Georg, sagte Theodor, wenn man etwas weiß, so muß man nicht damit prahlen. Du bist ein sehr unbescheidner Mensch.

Das verdroß den eingebildeten Georg sehr, und er wurde in seinen Reden so unartig und beleidigend, daß die andern beschlossen, allein zu spielen, und sich mit ihm durchaus nicht abzugeben.

Georg entfernte sich nun von der übrigen Gesellschaft, und ging an einen nahen Morast, wo es viele Frösche gab. Einige Stellen an dem Ufer dieses Morastes waren so weich und schwappig, daß es gefährlich war, sich ihnen zu nahen. Da kam ein alter braver Bauer zu ihm. Junger Herr, sprach der Bauer, gehen sie jenen Stellen nicht zu nahe, sie könnten sonst einsinken.

Der unbescheidne Georg sah den Bauer von Kopf bis zu den Füßen an. Was hat Er sich um mich zu bekümmern? sprach er zu ihm; geh' Er seiner Wege! Was ich zu thun und zu lassen habe, weiß ich besser als Er.

Der Bauer, der es so gut meinte, erstaunte über diese Rede des unbescheidnen Knaben, und ging seinen Weg fort. Aber er war noch keine zwanzig Schritte gegangen, so hörte er ein großes Jammergeschrey. Er wandte sich um, und sah nun den unbescheidnen Georg bis an das Kinn in den Morast versunken.

Ob gleich Georg dem Bauer sehr grob und beleidigend begegnet war, so kehrte dieser doch schnell um, und eilte ihm zu Hülfe. Es gelang ihm auch,

Georgen aus dem Morafte herauszuziehen, und so sein Leben zu retten. Ganz durchnäßt und voller Schmutz kam Georg in dem Hause seiner Aeltern an, die sich nicht wenig wunderten, ihren Sohn in dieser Gestalt zu erblicken.

Georg! rief ihm die Mutter entgegen, was hast du wieder getrieben? sicher hast du wieder einen albernen Streich gemacht! —

Georg ward darüber unwillig. Mutter, rief er aus, warum wollen Sie mich beleidigen? Es ärgert mich, daß Sie mir alberne Streiche zutrauen.

Der Vater ergriff den Sohn bey dem Schopfe. Unbescheidner Bube, rief er ihm zu, Kinder müssen zu ihren Aeltern in einem bescheidnen Tone sprechen. Fort aus meinen Augen! —

Weinend entfernte sich Georg, und durfte diesen Tag nicht wieder vor dem Vater erscheinen.

Kein Mensch konnte Georgen recht leiden. Er wollte alles besser wissen als andere Leute, und prahlte mit dem, was er besaß. Erwachsenen Menschen fiel er oft in die Rede, widersprach ihnen, und stritt auch mit solchen, die ihm nicht nur an Jahren, sondern auch an Kenntnissen und Geschicklichkeiten weit überlegen waren. Dadurch zog er sich eine allgemeine Abneigung gegen ihn zu. Man

vermied seine Gesellschaft, und oft mußte er sich gefallen lassen, daß seine Unbescheidenheit mit derben Tadel und Spott bestraft wurde.

45.

## Die bescheidne Julie.

Ganz anders als Georg war Julie gesinnt. Jedermann nannte sie ein bescheidnes, liebenswürdiges Mädchen. Und das mit Recht.

Julie hatte reiche Aeltern. Das wußte sie. Kam sie mit andern Mädchen zusammen, und diese thaten etwas schüchtern, so redete Julie sehr freundlich zu ihnen, und lobte an ihnen die guten Eigenschaften, die sie besaßen. Von dem Reichthume ihrer Aeltern ließ sie nie das geringste merken.

Juliens Aeltern wollten ihr einmal kostbare Kleider machen lassen. Sie bat aber, daß dieß nicht geschehen möchte. Wenn ich prächtige Kleider trüge, sprach sie, so möchten mich vielleicht manche Menschen für stolz und hoffärtig halten, und meine Freundinnen, deren Aeltern nicht reich sind,

möchten sich gekränkt fühlen, wenn meine Kleider gegen die ihrigen so sehr abstechen würden.

Das gefiel den Aeltern, und sie ließen ihr zwar recht nette, aber keine prächtigen Kleider machen.

Wenn Julie ärmere Mädchen zu sich bat, so zog sie immer ihr einfachstes Kleid an, um ihre Freundinnen nicht zu beschämen, oder ihnen überhaupt unangenehme Empfindungen zu verursachen.

Julie konnte sehr schön sticken, nähen und Clavier spielen. Aber damit prahlte sie nie. Sie wurde vielmehr immer roth im Gesichte und sichtbar verlegen, wenn man sie deßhalb lobte. Ihre Geschicklichkeiten hielt sie gern verborgen. An andern Mädchen aber lobte sie mit Herzlichkeit alles Gute, das sie an ihnen kannte. Von niemanden sprach sie weniger als von sich selbst.

War sie in Gesellschaft erwachsener Personen, so sprach sie niemals sehr viel, sondern hörte lieber zu. Aeltere Menschen, sagte sie, haben mehr Erfahrung, und wissen weit mehr als junge Personen. Man muß daher auf ihre Worte merken, und ihnen mit Achtung begegnen.

Andern in die Rede zu fallen und ihnen heftig zu widersprechen, kam

Julien nie in den Sinn. War sie andrer Meinung als andere, so trug sie ganz bescheiden ihre Meinung vor, und bemerkte dabey, sie könne sich wohl irren; man möchte sie eines Bessern belehren.

Höchst bescheiden betrug sich Julie besonders gegen ihre Aeltern und Lehrer. — Dadurch gewann sie aller Herzen. Jedermann war ihr geneigt, und befand sich gern in ihrer Gesellschaft. Und so lebte Julie frohe und glückliche Tage.

46.

## Bernhard und der Jäger Puff.

Bernhard besuchte an einem Wintertage den Jäger Puff. Hast du Lust, sprach dieser zu ihm, mit mir auf die Jagd zu kommen? Ich habe mir vor der Stadt eine Grube in die Erde machen, und sie mit einem Dache versehen lassen. In dieser Grube, vor welcher Aeser liegen, will ich heute übernachten. Es ist möglich, daß Wölfe herbey kommen, um von den Aesern zu fressen. Auf die schieße

ich dann. Was soll dir das für eine Freude geben, wenn ein Wolf niedergeschmettert wird!

Ach, das wäre herrlich, wenn ich dabey seyn könnte! rief Bernhard aus. Ich springe sogleich zum Vater, um ihn um die Erlaubniß zu bitten, in die Grube mit kommen zu dürfen.

Es währte nicht lange, so kam Bernhard frohlockend zurückgesprungen. „Der Vater erlaubt's! der Vater erlaubt's! rief er; ich darf mit in die Grube!“

Ehe es finster wurde, nahm der Jäger Puff eine geladene Flinte auf den Rücken, und ging mit dem muntern Bernhard ab, immer nach der Grube zu. Auf dem Wege dahin blieb Puff in einem Gebüsch stehen. Hier will ich eine Falle aufstellen, sprach er, vielleicht daß sich in der Nacht ein Fuchs oder ein anderes Raubthier darin fängt.

Als die eiserne Falle aufgestellt, und rohes Fleisch darauf gelegt war, gingen Puff und Bernhard weiter. Sie erreichten endlich die Grube. Das kleine Thürchen zu derselben wurde geöffnet, und beyde krochen nun in die Grube. Hier sah es aus wie in einem kleinen Stübchen. Auch ein Lager zum Schlafen fand sich vor. Doch fehlte es ganz an Betten. Das Lager bestand aus lauter Stroh.

Aber das kümmerte den kleinen Bernhard nicht. Er war kein verzärtelter, sondern ein abgehärteter Knabe, der auf einem Strohlager besser schlief als tausend verzärtelte, schwächliche Kinder in ihren weichen Federbetten.

Auf der einen Seite des unterirdischen Stübchens befanden sich ein Paar kleine Fensterchen, durch welche man auf die Aeser hinsehen konnte. Der Jäger Puff steckte seine Flinte zu einem dieser Fensterchen hinaus, und wartete nun, daß ein Wolf kommen sollte. Bernhard war voll Aufmerksamkeit. Als er aber bis um Mitternacht gewacht hatte, ohne daß sich ein Wolf sehen ließ, überfiel ihn der Schlaf, und er mußte sich auf das Strohlager hinlegen.

Der Jäger Puff wachte nun allein. Nach einer Stunde näherte sich etwas den Aesern. Puff weckte den schlafenden Bernhard. Wach' auf, sprach er leise zu ihm, es gibt vielleicht etwas zu schießen. Aber mache kein Geräusch. Die Raubthiere haben ein sehr feines Gehör. Auch gucke nicht unruhig zum Fensterchen hinaus, denn sie besitzen auch ein feines Gesicht, und merken leicht jede Bewegung.

Bernhard war voll Freude. Leise hob er sich auf. Ist es ein Wolf? fragte er.

Du mußt jetzt ganz still seyn, antwortete Puff ganz leise. Ein Wolf ist es nicht; aber ein anderes Raubthier.

Es währte nicht lange, so drückte Puff seine Flinte los. Die ganze Grube war voll Pulverdampf; und man konnte daher nicht sehen, ob das Thier getroffen worden sey oder nicht.

Schnell hinaus! sprach Puff, und eilte mit Bernhard zur Grube hinaus. Man kam bey den Aesern an, und welche Freude! Das Thier war wirklich getroffen, und lag todt auf der Erde da. Es war ein schöner Fuchs. Er wurde nun in das unterirdische Hüttchen getragen. Nun ließ sich aber auch weiter kein Thier mehr sehen.

Des Morgens wanderten Puff und Bernhard mit dem geschossenen Fuchse nach der Stadt. Auf dem Wege sahen sie sich auch nach der aufgestellten Falle um. Sie war zugefallen. Zu Puffs und Bernhards Freude hatte sich ein Fuchs darin gefangen. Er lebte nicht mehr, denn er hatte sich am Halse gefangen und wurde auf diese Weise gleich getödtet. Man nahm das Thier heraus, und eilte nun fröhlichen Gemüthes mit den zwey Füchsen nach der Stadt, wo viele Menschen zusammenliefen um diese Thiere zu sehen.

47.

## Der Fuchs.

Eines der bekanntesten Raubthiere in Europa ist der Fuchs, der in Ansehung seiner Größe und seiner Gestalt dem Spitzhunde sehr ähnlich sieht. Er zeichnet sich aus durch einen geraden wolligen Schwanz, der, so wie der übrige Körper, fuchsroth, und nur mit einer weißen Spitze versehen ist. Dieses Thier riecht sehr widerlich, hat eine kleffende Stimme, und schreyt bisweilen, besonders wenn das Wetter sich ändert, wie ein Pfau. Uebrigens läßt sich der Fuchs zahm machen, und wird ungefähr vierzehn Jahre alt.

Der Fuchs hält sich gewöhnlich unter der Erde, in Höhlen auf. Er gräbt sich diese entweder selbst, oder bemächtigt sich solcher Höhlen, die von Dachsen gegraben worden sind. Diese neckt er so lange, und besudelt ihre Höhlen so lange mit Koth, bis sie gezwungen sind, auszuziehen.

Der Fuchs nährt sich von verschiedenen Thieren. Er frißt Gänse, Aenten, Repphühner, Auerhühner, Lämmer, Fische, Frösche, Kröten, Eidechsen, Schlangen,

Insekten und Würmer. Kann er im Winter kein frisches Fleisch erhalten, so nimmt er auch mit Aas vorlieb. Honig und Weintrauben sind für ihn Leckerbissen.

Dem Federviehe thut der Fuchs, besonders in den Dörfern, großen Schaden. Hat er Junge, so schleicht er Tag und Nacht um die Dörfer herum, und stiehlt den Einwohnern Hühnchen und junge Gänse vor den Augen weg.

Der Fuchs hat einen außerordentlich feinen Geruch. Seine Beute riecht er oft mehrere tausend Schritte weit. Er gilt für das listigste Thier. Das meiste Wild fängt er mit List. Nähert sich ein Thier, so verhält er sich ganz still, legt sich auf den Bauch, und wartet nun ruhig, bis es ihm etwas nahe gekommen ist. Jetzt macht er auf dasselbe einen schnellen Sprung, und zwar gewöhnlich so geschickt, daß er es nicht verfehlt. Er packt es dann und tödtet es. Schon frühzeitig werden die jungen Füchse von den Alten zur Jagd angeführt.

Mit den Bälgen der Füchse wird ein Handel getrieben, und die Jäger füttern mit dem Fleische derselben ihre Hunde. Von manchen nördlichen Völkern wird dasselbe auch gegessen. Gebraten soll es wie Hasenbraten schmecken. Die Hutmacher brauchen das Haar der Füchse.

48.

## Ferdinand.

Eine sehr liebe, gute Mutter hatte Ferdinand. Frau Walther — so hieß sie — wünschte nichts sehnlicher, als Freude an ihrem Sohne zu erleben. Er war ihr einziges Kind. Sie liebte ihn außerordentlich, lehrte ihn selbst lesen und schreiben, schickte ihn dann in eine gute Schule, und führte ihn zu allem Guten an. Auch ging sie mit ihm oft spazieren, machte ihm manches unschuldige Vergnügen, und that ihm vieles zu Gefallen.

Aber dieß alles wollte Ferdinand nicht recht erkennen. Er wußte, daß ihn die Mutter ungemein liebe; statt sie nun eben so herzlich wieder zu lieben und ihr durch ein gutes Betragen Freude zu machen, dachte er bey sich: ich kann mir manches gegen meine Mutter erlauben; wird sie auch böse darüber, was thut das? lange kann sie nicht auf mich zürnen, denn sie liebt mich zu sehr!

Ferdinand war sehr leichtsinnig. Was ihm einfiel, that er sogleich, ohne vorerst darüber nachzudenken. So fiel es ihm einmal ein, auf einen Baum zu

klettern, der sehr hoch war, und dünne Aeste hatte, die leicht brechen konnten. Außerdem hatte Ferdinand eben ein neues Kleid bekommen, das beim Klettern sehr leicht zerrissen werden konnte. Darum bekümmerte er sich aber nicht, und stieg auf den Baum.

Ferdinand war noch nicht hoch gekommen, als der Zweig, auf dem er stand, knackte und brach. Er gerieth darüber in keinen kleinen Schrecken, und faßte schnell einen neuen Zweig an. Aber auch dieser brach, und Ferdinand purzelte hinunter.

Glücklicher Weise war der Fall nicht hoch gewesen, und Ferdinand nahm keinen Schaden. Aber sein neues Kleid zerriß. Die Mutter, die das erfuhr, machte ihm Vorwürfe. Sie waren ganz gerecht, und er hätte sie geduldig anhören, und die Mutter um Verzeihung bitten sollen. Das that aber Ferdinand nicht. Er fing an, zu trotzen, und mit den Füßen zu stampfen. Die Mutter steckte ihn freylich dafür in eine Kammer in Arrest; aber es war ihr auch sehr schmerzlich, daß sie einen so leichtsinnigen und ungezogenen Sohn habe.

Frau Walther meinte es so gut mit Ferdinand! sie erwies ihm so viele Wolthaten! Aber er war dafür recht undankbar gegen sie. Mein Sohn, sprach sie

eines Tages, gehe doch in den Hof, und siehe nach, ob der Holzhacker mit seiner Arbeit schon fertig ist. Das war nun etwas sehr Leichtes für Ferdinand, und doch wollte er der Mutter nicht einmal diese kleine Gefälligkeit erweisen. „Ich habe gerade etwas zu lesen, sprach er unwillig, es kann sich ja jemand anders im Hofe umsehen.“ Die Mutter fühlte sich dadurch gekränkt, und bestand darauf, daß Ferdinand sich nach dem Holzhacker umsehe. Nun warf er das Buch unwillig hin, warf die Stubenthüre zornig zu, und rannte brummend in den Hof. Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis er zurück kam.

So trieb es Ferdinand öfters. Die Mutter kränkte sich mit Recht darüber. Sie bat, sie ermahnte den Sohn, anders zu werden; aber er blieb wie er war.

## 49.

## Ferdinand.

(Fortsetzung.)

Frau Walther wünschte, daß ihr Sohn etwas Tüchtiges lerne, damit

er einmal seinen Nebenmenschen nützen und in der Welt sein Fortkommen finden könnte. Sie bat daher Ferdinands Lehrer, auf ihn recht aufmerksam zu seyn, und alles zu thun, damit er recht viel Nützliches lerne. Ihren Sohn aber ermahnte sie häufig, in den Lehrstunden recht aufmerksam zu seyn, und sich viele nützliche Kenntnisse zu erwerben.

Doch dieß alles half nicht viel. Ferdinands Lehrer waren geschickte und brave Männer. Er hätte von ihnen recht vieles lernen können. Allein der leichtsinnige Mensch folgte nicht den guten Ermahnungen seiner rechtschaffenen Mutter. Aus dem Lernen machte er sich nicht viel; in den Lehrstunden war er nicht aufmerksam, und die Arbeiten, die ihm die Lehrer aufgaben, machte er entweder gar nicht, oder doch nur schlecht. Man stellte ihm vor, daß es sein eigner Schade sey, wenn er nichts Tüchtiges lerne; daß ihn niemand achten, und daß er sein Fortkommen nicht finden würde, wenn er unwissend bliebe. Aber auch diese Vorstellungen halfen zu nichts.

Die Mutter betrübte sich darüber sehr. Es kränkte sie, daß ihr Sohn so wenig auf ihre Lehren und Ermahnungen höre, und sie nicht befolgen wolle. Sie weinte oft im Stillen über ihn. „Es ist mein einziges Kind,

sprach sie zu sich selbst, und ich liebe es herzlich. Warum erlebe ich so wenig Freude an ihm!“

Alle gute Menschen verachteten den undankbaren, leichtfertigen Ferdinand. „Er hat eine so treffliche Mutter, hieß es, und er handelt so undankbar an ihr; sie liebt ihn so sehr, und er kränkt sie so oft; sie erweiset ihm so viel Gutes, und er ist so ungefällig und ungehorsam gegen sie. Ein solches Kind kann Gott nicht lieb haben, und nicht unbestraft lassen!“

Auch Ferdinands Lehrer sprachen übel von ihm. „Seine Mutter, sagten sie, wendet so viel auf ihn, und es nutzt zu nichts; er hat so viel Gelegenheit, etwas Nützliches zu lernen, und doch thut er dieß nicht; was wird in Zukunft aus ihm werden!“

Für jedes Kind ist es eine große Schande, wenn andere über dasselbe auf eine solche Weise urtheilen. Ferdinand machte sich aber nicht viel daraus, und um so mehr verachtete man ihn. Nirgends war er wohl gelitten.

50.

# Die Besserung.

(Beschluß.)

Der Gram über ihren ungerathenen Sohn griff am Ende das Herz der guten Mutter zu stark an. Sie fing an, sich etwas übel zu fühlen. Indeß glaubte sie, ihre Unpäßlichkeit werde vorüber gehen. Vielleicht wäre dieß auch geschehen, wenn nicht folgender Vorfall sich ereignet hätte.

Ferdinand spielte in der Kammer mit Eduarden, dem Sohne eines Nachbars, und machte einen großen Lärm. Frau Walther befand sich nicht wohl, und alles starke Geräusch war ihr zuwider. „Lieber Sohn, sprach sie daher zu Ferdinand, lärme nicht so laut, denn ich befinde mich übel dabey.“

Jedes gute Kind würde sogleich gefolgt, und still geschwiegen haben. Aber Ferdinand that dieß nicht. Er schrie immerfort. Die Mutter wiederholte ihre Bitte aber es halfnichts. Der Lärm dauerte fort, und wurde noch immer lauter. Darüber ärgerte sich Frau Walther, und wurde übler.

Es währte nicht lange, so befand sich Ferdinand mit Eduarden in einem heftigen Streite, und nannte ihn einen Dummkopf. Darüber wurde die Mutter unwillig, und befahl, Ferdinand sollte gleich still schweigen, und zu ihr kommen. Statt zu gehorchen, schimpfte er noch beleidigender fort, und als Eduard ihn einen Grobian nannte, fuhr er ihm in die Haare und riß sich mit ihm herum. Eduard stürzte an einen Kasten und schlug sich am Kopf eine Beule.

Dieser Vorfall wirkte so unangenehm auf die Mutter, daß sie auf Ein Mal sehr schlecht wurde. Es wandelte sie ein Schwindel an; sie fiel auch wirklich bald darauf in Ohnmacht, und es mußte schnell ein Arzt herbey gerufen werden.

Die arme Mutter wurde nun sehr krank. Der Arzt erklärte, sie habe das Gallenfieber, und er könne für ihr Leben nicht gut stehen.

Als Ferdinand den Arzt so sprechen hörte, gerieth er in Bestürzung. Jetzt erst ging er in sich. Der Gedanke, daß seine Mutter sterben könne, war schrecklich für ihn. Es traten ihm Thränen in die Augen. Er ging in einen abgelegenen Winkel des Hauses, wo ihn niemand bemerken konnte, und jammerte.

Ach, Gott! sprach Ferdinand, wenn meine liebe Mutter stirbt, was wird dann aus mir werden? wer wird sich meiner annehmen? ich habe niemand auf der

Welt als sie! Andere Menschen sind mir nicht gut, und mögen mich nicht! Wie verlassen, wie unglücklich werde ich seyn, wenn meine gute Mutter stirbt! Wer wird mich ernähren? wer wird mir Kleider schaffen? wer wird mich warten und pflegen, wenn ich krank bin?

Ferdinand konnte sich nicht trösten. Er begab sich in das Zimmer, wo die Mutter krank danieder lag. Schluchzend sank er vor ihrem Bette auf die Kniee. „Liebe, gute Mutter! rief er weinend aus, ich bin oft ein undankbares, ungehorsames Kind gewesen! Ich habe dich oft gekränkt! Ach vergib mir! vergib mir! Ich bereue meine Fehler, und werde nicht eher ruhig werden, bis du mir verzeihst! Ich will anders werden; ich will mich bessern!“

Die Mutter wurde sehr überrascht. Sie sammelte alle ihre Kräfte. Mein Sohn, sprach sie, ich verzeihe dir. Aber ändre und bessere dich; dann wird dich Gott, dann werden dich gute Menschen nicht verlassen!

Nun wurde es Ferdinanden leichter ums Herz. Er benetzte das Gesicht und die Hände der Mutter mit Thränen aufrichtiger Reue und kindlicher Liebe.

Was Ferdinand versprochen hatte, hielt er auch. Die Mutter entging dem Tode glücklich. Darüber empfand Ferdinand die größte Freude. Er wurde

gut. Allgemein hieß es nun: „Ferdinand ist jetzt ein ganz andrer Mensch!“ Man fing ihn an zu lieben, und er fühlte sich froh und glücklich.

51.

## Die unglückliche Familie.

Die Hartmannsche Familie war sehr brav. Lange Jahre hindurch wohnte sie in einer Gegend, wo kein Wein wuchs. Diese Gegend verließ sie aber, und kaufte sich in einem Weinlande ein Haus und einen Weingarten.

Herr Hartmann starb auf der Reise, und hinterließ eine Frau mit vier Kindern, zwey Söhnen und eben so vielen Töchtern. An dem neuen Wohnorte fing es ihnen an, recht gut zu gehen. Sie waren fleißig, und Gott segnete sie. Von Nahrungssorgen wußten sie nichts, denn ihre Arbeiten gaben ihnen hinlänglichen Unterhalt. Sie liebten einander herzlich, und so lebten sie zufriedne, frohe Tage.

Aber dieser glückliche Zustand der rechtschaffenen Familie dauerte nicht lange. Schon nach einem Jahre traf sie ein schauderhaftes Unglück.

Frau Hartmann hatte von ihrem Weingarten so viel Wein bekommen, daß ihr Keller damit ziemlich angefüllt war. Nun wußte sie aber nicht recht mit dem Weine umzugehen. Weil sie nicht oft genug im Keller nachsah, so sprangen viele Reifen an den Fässern, und der Wein lief aus. Der Schade war groß und machte die Frau klüger. Sie ging von nun an fast alle Tage entweder selbst in den Keller, oder sie schickte ihre Kinder hin, um nachzusehen, ob keine Reifen gesprungen seyen.

Nun kam die Zeit, wo die Weine in Gährung geriethen. In dieser Zeit ist es höchst gefährlich, in Weinkeller zu gehen. Die Luft ist dann gewöhnlich so unrein und schlecht, daß man, wenn man sie einathmet, gewöhnlich schwindlig wird, zu Boden sinkt, und erstickt. Dieß alles wußte aber die Hartmannsche Familie nicht.

Eine von den Hartmannschen Töchtern feyerte ihren Geburtstag. Man war recht froh. Da fiel es der Mutter ein, daß wieder zwey Tage nach einander in dem Keller nicht nachgesehen worden sey. Sie wollte selbst hingehen und die Fässer untersuchen. Aber dieß wollten die Söhne nicht zulassen. Sie sprangen selbst in den Keller.

Doch welch' ein Unglück für die armen Kinder! Sie traten in den Keller. Das Licht, welches sie mitgenommen hatten, losch aus. Das war ein Zeichen, daß die Luft sehr unrein sey. Doch dieß wußten sie nicht. Statt schnell aus dem Keller fort zu eilen, blieben sie einige Minuten darin. Plötzlich überfiel sie ein Schwindel; jetzt wollten sie zur Thüre hinaus; aber es war zu spät; sie sanken zu Boden, und erstickten.

Die Mutter mit den Schwestern warteten lange vergebens auf die Rückkehr der zwey Brüder. Als sie nach einer Stunde noch immer nicht erscheinen wollten, gingen die zwey Schwestern fort, um nachzusehen, wo sie so lange blieben.

Die Schwestern kamen an den Keller. Die Thür war offen. Sie riefen ihren Brüdern zu; aber es wollte sich niemand melden. Da sie kein Licht erblickten, kamen sie wahrscheinlich auf den Gedanken, daß die Knaben sich im Hintergrunde des Kellers, vielleicht hinter einem Fasse befänden. Sie traten daher hinein. Wahrscheinlich stolperten sie über ihre todt daliegenden Brüder, fielen hin, und erstickten gleichfalls in der unreinen Luft.

Da keines von den Kindern zurückkehrte, so glaubte die Mutter, es

müsse im Keller etwas vorgefallen, vielleicht ein Faß gesprungen seyn, und eilte fort, um selbst nachzusehen. Die Unglückliche! Sie hatte das Loos ihrer vier Kinder. Auch sie wurde im Keller ohnmächtig, sank hin und kam um ihr Leben. Erst am folgenden Tage entdeckte man das geschehene Unglück. Jedermann, der davon hörte, beweinte die unglückliche brave Familie.

52.

## Die Hyäne.

Vater Ehrenhold hatte die Gewohnheit, in den Abendstunden, wenn die Tagesarbeiten geendigt waren, seine Kinder um sich zu versammeln, und sie auf eine angenehme und nützliche Art zu unterhalten. Jedes mußte aber vorher erzählen, wie es den verflossenen Tag angewandt, ob es an demselben viel gelernt und gearbeitet, oder ob es träge gewesen sey. War der Vater im Stande, mit der Aufführung der Kinder zufrieden zu seyn, so erzählte er ihnen mancherley, und die Kinder hörten ihm sehr aufmerksam zu.

Vater Ehrenhold hatte ein großes Buch, in welchem sich viele Abbildungen von Thieren befanden. Die Kinder waren herzlich froh, wenn er dieses Bilderbuch hervor nahm. Denn von Thieren hörten sie sehr gern reden, und Bilder anzusehen, war immer eine große Freude für sie.

Eines Abends saß Vater Ehrenhold unter seinen Kindern. Vor ihm lag das Bilderbuch. Er erzählte den Kleinen manches von den Raubthieren überhaupt.

Lieber Vater, sprach eines von den Kindern, welches Raubthier ist wohl das blutgierigste und fürchterlichste?

Das läßt sich so genau nicht bestimmen, antwortete Vater Ehrenhold. Der Löwe ist furchtbar, aber blutgieriger als er ist der Tiger, und fast noch blutgieriger und schrecklicher die Hyäne.

Der Vater wurde nun von den Kindern herzlich gebeten, ihnen von der Hyäne das Merkwürdigste zu erzählen, und sie ihnen im Bilderbuche zu zeigen. Beydes that der Vater, und erzählte unter andern Folgendes:

Die Hyäne ist nicht größer als ein großer Hund. Und doch ist sie ein furchtbares Thier. Sie hat einen geraden Schwanz; auf dem Halse und dem Rücken steht ihr eine Mähne empor; ihre Ohren sind spitz und nackt; am ähn-

lichsten ist sie dem Wolfe. Ihre Farbe ist weißgrau und gelblich, mit schwärzlichen Flecken und Streifen.

Man findet die Hyäne in Asien und Afrika. Sie ist trotz ihrer nicht ansehnlichen Größe doch sehr stark; man kann sie leicht in Zorn bringen; dann ist sie unbändig; selbst mit Löwen und Tigern nimmt sie es auf, und ihre Grausamkeit kennt beynahe keine Gränzen. Was sie von Thieren habhaft werden kann, mordet und zerfleischt sie. Gewöhnlich geht sie des Nachts auf ihren Raub aus, und tödtet dann, was ihr unterkommt, Ziegen, Schafe, Esel und dergleichen Thiere mehr.

Selbst die in der Erde verscharrten Leichname sind vor der Hyäne nicht sicher. Sie gräbt sie aus und frißt sie.

Die Hyäne hat auch das Eigene, daß sie nichts wieder frey läßt, was sie einmal gepackt hat. Die Mohren in Afrika werfen ihr daher etwas hin, damit sie es packe. Hat sie dieß gethan, so kann man sie hinschleppen, wohin man will. Gewöhnlich schlägt man sie dann todt.

Die Hyäne wohnt unter der Erde und in Klüften. Die gemeinen Leute in

Aegypten essen das Fleisch derselben, aber eine Fabel ist es, daß sie die Stimme andrer Thiere und selbst der Menschen nachzuahmen verstehe.

53.

## Der Löwe.

Die Kinder baten den Vater Ehrenhold, er möchte ihnen nun auch von dem Löwen etwas erzählen, und er weigerte sich nicht, ihre Bitte zu erfüllen.

Mit Recht — so sprach er — heißt man den Löwen den König der Thiere. Er hat ein schönes, majestätisches Ansehen, einen edlen Stolz, viel Großmuth, und eine furchtbare Stärke.

Der Löwe wohnt in heißen Ländern. In den Sandwüsten von Afrika trifft man ihn häufig an. Sein Kopf ist groß, und sein Schwanz lang. Der letzte endigt sich in ein Büschel längerer Haare. Der Löwe hat eine lange Mähne, die Löwin aber nicht. Der Blick des Löwen ist furig.

Der Löwe ist so stark, daß er eine Kuh oder einen Ochsen mit der Tatze auf Einen

Schlag niederwerfen und forttragen kann. Man versichert sogar, er springe bisweilen über die Mauern und Geländer der Höfe, tödte dort nicht selten einen Ochsen, und werfe ihn dann über die Mauer oder das Geländer hinüber.

Uebrigens ist der Löwe etwas träge. Selten sucht er seinen Raub durch Laufen zu erhaschen, sondern lauert vielmehr ruhig auf denselben. Vor dem Bären soll er sich entsetzen. Menschen fällt er bloß an, wenn er sehr hungrig ist.

Die Löwin bringt des Jahres drey bis vier Junge; allein es bleibt gewöhnlich von ihnen nur Eines am Leben; die andern sterben meist am Zahnen.

Es hält nicht schwer die Löwen zahm zu machen. Man kann sie dann sogar wie Pferde am Wagen spannen, und sie zum Zuge brauchen. Gewöhnlich werden sie in Gruben gefangen.

Erweist man einem Löwen Wohlthaten, so vergißt er sie nicht leicht. Auch hat man Beyspiele, daß dieses Thier oft schwächere Thiere und Kinder, selbst bey großem Hunger, großmüthig verschont hat.

54.

# Der Tiger.

Auch von dem Tiger erzählte Vater Ehrenhold den Kindern mancherley.

Der Tiger, sprach er, wohnt auch nur in heißen Ländern; besonders trifft man ihn in den heißen Wäldern Asiens häufig an. Er ist größer als der Löwe. Seine Grundfarbe ist gelblich braun und am Bauche weiß. Ueber den ganzen Leib laufen schwarzbraune Querstreife, welche oft durchbrochen sind.

Mit Recht wird der Tiger zu den grausamsten und blutgierigsten Raubthieren gezählt. Er ist um so furchtbarer, da er nicht des Fleisches, sondern des Blutes wegen raubt und mordet. Um sich von Blute zu sättigen, muß er viele Thiere tödten, was er denn auch wirklich thut.

Kein Thier ist vor dem Tiger sicher. Er packt die größten an und tödtet sie. So überfällt er z. B. Büffel, junge Elephanten und selbst Löwen. Vor den Menschen fürchtet er sich nicht, selbst wenn deren viele beysammen sind. Er fällt

auf sie los und tödtet dann manchen von ihnen. Durch Feuer allein kann er etwas in Furcht gesetzt werden.

Da der Tiger ein so furchtbares Thier ist, so wäre es für die Gegenden, in denen er wohnt, ein großes Unglück, wenn er sich stark vermehrte. Dieß ist aber nicht der Fall. Die Mutter wirft zwar oft drey bis vier junge, allein der Vater frißt sie oft sammt der Mutter alle weg. Auch hat der Tiger eine widrige Ausdünstung, die man sehr weit riecht, und man kann sich daher leicht vor ihm retten.

Man fängt die Tiger in Gruben oder schießt sie. Viele Menschen essen ihr Fleisch und finden es wohlschmeckend. Ihre Felle, die man häufig zu Pferdedecken gebraucht, werden sehr geschätzt, und es wird ein starker Handel damit getrieben.

## 56.

## Die Tollkirsche.

In einer Gegend, in welcher viele Tollkirschen wuchsen, lebte ein Schuhmacher, Namens Franke. Dieser hatte einen Sohn, der Adam hieß. Man sagte

dem Schuhmacher oft, er möchte seinen Sohn fleißig in die Schule schicken, damit er dort die Dinge kennen lerne, die im gemeinen Leben vorkommen. Aber Franke antwortete: „Ich schicke meinen Adam nicht in die Schule. Was lernen die Kinder dort? Da erzählt ihnen der Lehrer bald von dem Pferde, bald von der Kuh, bald vom Löwen, bald von den Schlangen, von Bäumen und Kräutern, von Steinen und Metallen und solchen Sachen mehr. Wozu das? Das nützt den Kindern nichts."

Man antwortete ihm: es sey recht gut, wenn der Mensch mit den Dingen, die ihn umgeben, und mit der Natur überhaupt bekannt gemacht werde. Er wisse dann, wozu jedes Ding nützlich sey, und vor welchen Dingen er sich in Acht nehmen müsse.

Aber der Schuhmacher Franke ließ sich nicht belehren. Es ist genug, sprach er, wenn mein Adam lesen und zur Noth auch etwas schreiben kann. Das soll er mir zu Hause lernen. Ich schicke ihn nicht in die Schule.

Die übrigen Kinder des Ortes lernten viel Nützliches in der Schule. Unter andern machte sie der Lehrer auch mit den Giftpflanzen bekannt, besonders mit denen, die in der umliegenden Gegend wuchsen. Einmal führte er sie an einen Platz,

wo es eine Menge Tollbeeren oder Tollkirschen gab. Seht, sagte er zu den Kindern, diese gefährlichen Gewächse haben viel Aehnlichkeit mit den Kirschen. Sehet sie gut an, und nehmet euch davor in Acht. Sie sind sehr giftig, und tödten, wenn sie genossen werden.

Die Kinder besahen nun die Tollkirschen auf das genaueste, und sagten: jetzt, da wir sie näher kennen, werden wir sie nie für ordentliche Kirschen halten, und daher auch niemals essen.

Und so wurden die Kinder von ihrem Lehrer mit vielen gefährlichen und schädlichen Dingen gehörig bekannt gemacht, was für sie von sehr großem Nutzen war. Dagegen blieb Adam Franke in solchen Sachen ganz unwissend. Daraus entstanden traurige Folgen.

Eines Tages erlaubte der Vater seinem Sohne Adam in einen Wald zu gehen, um dort Heidelbeeren und Himbeeren zu pflücken. Adam hüpfte fröhlich fort. In dem Walde kam er auf einen Fleck, wo viele Tollbeeren-Sträuche standen. Die Früchte derselben lachten ihn an. „Aha, sprach er, hier finde ich einmal etwas Rares — schöne, herrliche Kirschen! Das sind richtig Waldkirschen, von denen ich schon oft gehört habe!“

Adam pflückte sogleich eine Menge von Tollkirschen. Einen Theil davon aß er, die übrigen wollte er mit nach Hause nehmen.

Es währte nicht lange, so wurde es dem armen Adam sehr übel. Er eilte nach Hause. Hier fing er an, sich zu erbrechen, und irre zu reden. Der Vater fragte ihn, was ihm wäre, und was er gegessen habe. Adam zeigte auf die Tollkirschen, die er mit gebracht hatte. Der Vater, der sie selbst nicht recht kannte, hielt sie auch für eine Art ordentlicher Kirschen. Aber wie erschrack er, als der Arzt, den man nach einigen Stunden herbey rief, erklärte, diese Früchte seyen Tollkirschen, und diese wären sehr giftig.

Da schlug Franke die Hände über dem Kopf zusammen, und jammerte: „Mein Sohn, mein armer Sohn, du hast Gift gegessen und mußt sterben! ich armer, unglücklicher Vater!“

Der Arzt that alles, um den unglücklichen Adam zu retten. Es kam aber alles zu spät. Wäre er früher herbey gerufen worden, so hätte Adam vielleicht beym Leben erhalten werden können. Jetzt hatte das Gift schon zu stark um sich gegriffen, und der bedauernswürdige Knabe konnte nicht mehr gerettet werden. Um Mitternacht starb er.

Der Arzt sprach zu dem jammernden Vater: ich wundre mich, daß der Lehrer unsrer Schule die Kinder nicht mit den Giftpflanzen bekannt macht; hätte Adam die Tollbeere gekannt und gewußt, wie gefährlich sie sey, so hätte er gewiß keine gegessen.

Ach, sagte der Vater, nicht der Schullehrer, sondern ich selbst bin Schuld daran, daß mein Sohn die Tollkirsche nicht kannte. In der Schule sind die Kinder allerdings, wie ich gehört habe, mit den giftigen Gewächsen bekannt gemacht worden. Aber ich hielt dieß für ganz unnöthig, und habe deßhalb auch meinen Sohn nicht in die Schule gehen lassen. Ach hätte ich dieß doch gethan! hätte ich ihn fleißig in die Schule geschickt, er wäre nicht so elendiglich um sein Leben gekommen!

Der Arzt zuckte die Achseln, und sagte: jetzt kommt alles zu spät!

Nach zwey Tagen wurde Adam begraben. Alle Schulkinder folgten seiner Leiche. Die meisten weinten um ihn. Sein Grab wurde mit Blumen bestreut. Wenn der Lehrer nun von schädlichen und gefährlichen Dingen in der Schule sprach, und sie beschrieb, so waren seine Schüler und Schülerinnen ganz Ohr; denn sie sahen

es nun recht ein, wie nützlich es sey, die Gegenstände, die uns umgeben, genau zu kennen.

56.

## Ephraim und Lisette,

oder

## Beständigkeit und Unbeständigkeit.

Was willst du werden? fragte man eines Tages den kleinen Ephraim.

Ein Eisenhändler! antwortete Ephraim.

Nach einiger Zeit that man abermals die Frage an ihn: was willst du werden?

Ein Tuchhändler! war Ephraims Antwort.

Ein halbes Jahr darauf erklärte Ephraim, er wolle ein Apotheker werden.

Späterhin bezeigte er Lust zur Uhrmacherkunst, und ein Vierteljahr darauf wollte er nichts anders werden als ein Gelehrter.

Und so ging es mit Ephraim fort auch in seinen älteren Jahren. Fast je-

den Tag wollte er etwas anderes werden. Mit Recht nannte man ihn daher den unbeständigen Ephraim.

Auch in andern Dingen bewies Ephraim, daß er nicht gern bey irgend einer Sache lange verweile, sondern lieber von einer auf die andere springe. Eines Tages war Fritz bey ihm. Ephraim bewies sich sehr freundlich gegen ihn. Er zeigte ihm alle seine Sachen; er nannte ihn seinen lieben, besten Fritz; er herzte und küßte ihn. Zu seiner Schwester Lisette sagte er: unter allen Knaben, die ich kenne, ist mir Fritz der liebste; für ihn möcht' ich mein Leben hingeben!

Aber kaum war eine Woche vorbey, so machte sich Ephraim aus seinem Freunde Fritz nicht mehr recht viel. Er behandelte ihn vielmehr mit Gleichgültigkeit und Kälte. Dagegen gab er sich viel mit Adolph ab, und that so freundlich gegen ihn, als sonst gegen Fritz.

Die Schwester Lisette bemerkte dieses. Wie kommt es, Bruder, sprach sie, daß du auf Einmal die Freundschaft mit Fritzen aufgehoben und deine ganze Liebe Adolphen geschenkt hast? Hat dir Fritz etwas zu Leide gethan?

Das eben nicht, antwortete Ephraim. Aber Adolph gefällt mir besser.

Er ist ein allerliebster Junge, der mir alles zu Gefallen thut. Das hat Fritz nicht immer gethan. Neulich bat ich ihn, er möchte mit mir spazieren gehen. Glaubst du, daß er mir diese Gefälligkeit gethan hätte? Nein, ich muß an meinem Aufsatze, sprach er, arbeiten, sonst werd' ich heute damit nicht fertig, und fertig muß er heute werden; was ich einmal angefangen habe, muß auch geendigt seyn.

Da hat Fritz ganz Recht, versetzte Lisette. Du hättest ihn deshalb um so mehr liebgewinnen sollen.

Laß es gut seyn, Schwester! antwortete Ephraim. Wenn du Adolphen so genau kenntest als ich, so würdest du ihm gewiß auch den Vorzug geben. Er ist ein herrlicher Junge! Ewig werd' ich sein Freund seyn.

Nach einem Monate aber bemerkte Lisette, daß Ephraim mit Adolph immer weniger zusammen kam, und nicht mehr so freundlich gegen ihn that als sonst. Dagegen hatte er jetzt viel Umgang mit Philippen, gegen den er nicht herzlich genug thun konnte.

Schon wieder hast du einen andern Freund? sprach Lisette zu dem Bruder. Du sagtest doch: ewig werd' ich Adolph's Freund seyn!

Das sagt' ich wohl, antwortete Ephraim, aber damals wußt' ich nicht, daß Philipp mir noch besser gefallen würde als er. Du solltest Philippen näher kennen! Das ist dir ein Knabe, wie ich ihn wünsche. Den werd' ich ewig lieben!

Geh'! geh'! sagte Lisette, deine Ewigkeit dauert sehr kurz! Ich wette, kaum ist ein Monat vorbey, so hast du wieder einen andern Freund. Bruder, du gefällst mir nicht. Du bist in allen Sachen unbeständig; heute so, morgen anders; man weiß nicht, wie man mit dir daran ist. Auch in der Freundschaft, wo man doch treu und beständig seyn soll, beweisest du eine auffallende Unbeständigkeit.

Was Lisette vorhergesagt hatte, traf wirklich ein. Es währte kaum einen Monat, so hatte es mit seiner ewigen Liebe zu Philippen ein Ende. — Was folgte aus dieser Unbeständigkeit Ephraims? — Das, daß ihm niemand mehr traute, und alle seine Freunde von ihm abfielen.

Eben so unbeständig war Ephraim auch bey seinen Vorsätzen. Er nahm sich viel Gutes vor, aber vergaß es auch bald wieder.

Mutter, sagte er einmal, du sollst sehen, daß ich von nun an immer folgsam

seyn werde. Einige Tage hindurch mußte man auch wirklich seinen Gehorsam loben. Aber nach einer Woche sprach die Mutter zu ihm: Ephraim, ich widerrathe dir, heute auf das Eis zu gehen. — Da machte der Sohn ein finstres Gesicht, und ging dennoch aufs Eis.

Ein ander Mal hatte Ephraim sich es fest vorgenommen, alle Morgen um fünf Uhr aufzustehen. Eine Woche lang stand er auch wirklich um diese Zeit auf. Aber dann schlief er wieder manchmal bis sieben, sogar bis acht Uhr, und erinnerte sich nicht wieder an seinen guten Vorsatz.

Einmal versprach er, keinen Zank mit seinen Cameraden anzufangen. Drey Tage lang hielt er Wort, und war der friedfertigste Knabe in der ganzen Stadt. Aber am vierten Tage neckte er Fritzen, und da dieser sich dagegen setzte, schimpfte ihn Ephraim, und hörte damit nicht eher auf, bis beyde Knaben sich anfielen und herum balgten.

Du bist ein Rohr, das der Wind hin und her weht, sprach Lisette zu ihrem Bruder. Man kann sich auf dich durchaus nicht verlassen, denn du bist unbeständig.

Solche Vorwürfe machten ihm viele, aber er blieb, was er war, ein höchst unbeständiger Knabe.

## 57.

## Ephraim und Lisette.

(Beschluß.)

Ganz anders gesinnt war Lisette, Ephraims Schwester. Ehe sie etwas vornahm und that, dachte sie darüber reiflich nach, dann aber blieb sie auch dabey, und änderte nicht so leicht ihren Sinn.

Auch sie nahm sich einmal vor, um fünf Uhr Morgens aufzustehen. Nun traf es sich mehrmals, daß sie des Abends etwas länger aufblieb als gewöhnlich, und daher früh um fünf Uhr noch sehr schläfrig war. Allein sie that sich Gewalt an, um, ihrem Vorsatze gemäß, um diese Stunde aufzustehen. Es ging, und so gelang es ihr, um fünf Uhr immer aus dem Bette zu seyn.

Einmal hatte Lisette in einem Buche gelesen, daß der Kaffee besonders für

Kinder nicht gesund sey. Sie nahm sich daher vor, keinen Kaffee mehr zu trinken. Allein sie war an dieses Getränke schon so sehr gewöhnt, daß es ihr schwer fiel, davon zu lassen. Doch sie hatte sich es vorgenommen, und gewöhnte sich, wiewohl mit Mühe, den Kaffee wirklich ab.

Und so gelang es Lisetten durch ihre Beständigkeit, manche üble Gewohnheit abzulegen, und mit jedem Tage besser zu werden.

An ihren Freundinnen hing Lisette mit treuer Liebe. Wem sie einmal ihr Herz geschenkt hatte, dem blieb sie immer gewogen. Ihre Freundinnen waren ihr daher herzlich gut, und nannten sie die Beständige.

Ephraim machte sich durch seine Unbeständigkeit unglücklich. Er kam zuerst zu einem Silberarbeiter in die Lehre. Hier gefiel es ihm nicht, und er fing an die Uhrmacherkunst zu lernen. Auch hierzu verlor er bald die Lust, und kam in eine Apotheke. Hier blieb er blos einen Monat lang. Am Ende wurde er Kaufmann. Doch auch dieser Stand wurde ihm zuwider. Er wollte durch die Lotterie reich werden, verspielte sein ganzes ererbtes Vermögen, und gerieth in die elendesten Umstände.

Lisette dagegen erwarb sich durch ihre Beständigkeit allgemeines Zutrauen

WIENER STADTBIBLIOTHEK

I. Thal

Der Elephant im Kriege.

Erzählung 38.

und allgemeine Liebe, bekam einen braven Mann, und lebte mit ihm zufrieden und glücklich.

58.

## Der Elephant im Kriege.

Vater, sprach Heinrich, ich komme eben von meinem Freunde Herz. Der erzählte mir, daß man sonst die Elephanten auch im Kriege gebraucht, und Thürme auf ihrem Rücken gebaut habe. Ist das wohl wahr? Ich habe es nicht glauben wollen.

Dein Freund Herz hat Recht, mein Sohn! antwortete der Vater. In den alten Zeiten hat man allerdings den Elephanten im Kriege benutzt.

Aber es war doch Schade, versetzte Heinrich, wenn so ein kostbares Thier niedergeschossen wurde. Und wie leicht geschah dieß. Der Elephant ist sehr groß, da braucht man nicht erst genau zu zielen, um ihn zu treffen. Wenn so eine Reihe von Elephanten vollends vor Kanonen kam! —

Das geschah nie, mein Sohn, entgegnete der Vater. In jenen Zeiten, wo man die Elephanten im Kriege gebrauchte, hatte man weder Kanonen noch Flinten, denn damals war das Schießpulver noch nicht erfunden. Man schoß in jenen Zeiten mit Pfeilen, und griff sich einander mit langen Lanzen und Spießen an.

Das ist was anders! sprach Heinrich. Also jetzt wären wohl die Elephanten im Kriege nicht zu brauchen?

Durchaus nicht! antwortete der Vater. Auch schon darum nicht, weil sie sich vor dem Feuer und dem Donner der Kanonen fürchten. Sie würden dadurch leicht in die Flucht gejagt werden, und große Verwirrungen veranlassen. Aber in den alten Zeiten, wo man von dem Pulver noch nichts wußte, thaten sie im Kriege herrliche Dienste. Man stellte sie gewöhnlich auf dem Schlachtfelde vorn hin. Auf ihrem Rücken baute man einen Thurm, und besetzte ihn mit Soldaten. Auch versah man sie mit Spießen, Lanzen, und andern scharfen und schneidenden Instrumenten. Je mehr Elephanten eine Armee hatte, um so furchtbarer war sie. Diese Thiere thaten oft den größten Schaden. Sie rannten bisweilen mit Wuth unter die Feinde, durchbrachen ihre Reihen, traten oft viele

Hunderte danieder, und brachten dadurch Furcht und Schrecken hervor. Bisweilen geschah es freylich, daß sie selbst denen schadeten, denen sie gehörten. Gelang es dem gegenüber stehenden Feinde, die Thiere in Furcht zu setzen, so wendeten sie sich um, und brachten Schrecken und Verwüstung in der Armee hervor, zu der sie gehörten.

Der Vater holte ein Bilderbuch herbey, und zeigte dem Sohne einen Elephanten, wie er in den alten Zeiten im Kriege gebraucht wurde. Das Bild gefiel Heinrichen sehr, und er zeichnete es nach.

59.

## Gefährlichkeit des Kupfers.

Es war Jahrmarkt. Eine Tante von dem kleinen Lorenz wollte ihm eine Freude machan, und kaufte ihm eine Kanre von Kupfer. Das Geschenk machte dem kleinen Neffen großes Vergnügen.

Lorenz wollte seine kupferne Kanne auch benutzen. Er holte sich daher in

derselben Wasser, und trank aus ihr, und da sie fast so aussah, als eine Suppenschüssel, so ließ er sich bisweilen auch sein Essen in dieser Kanne reichen.

Einmal schmeckte ein Gericht, das etwas säuerlich war, dem kleinen Lorenz so gut, daß er die Mutter bat, sie möchte ihm erlauben, sich von dieser Speise etwas auf morgen aufzuheben.

Lorenzens Bitte wurde ohne Anstand erfüllt. Er holte seine Kanne herbey, in der er ein Paar Tage lang Essig gehalten hatte, goß den Essig aus, und that von jener Speise etwas hinein.

Am andern Tag verzehrte Lorenz, was er sich in der kupfernen Kanne aufgehoben hatte, mit vielem Appetite. Er ließ nichts davon übrig.

Es währte nicht lange, so wurde es Lorenzen sehr übel. Er fühlte in seinen Eingeweiden einen Schmerz, wie er ihn noch nie empfunden hatte. Auch fing er an, sich zu erbrechen. Er mußte sich ins Bett legen.

Die Aeltern schickten sogleich nach einem Arzte. Als dieser erschien, erkundigte er sich, was Lorenz zu sich genommen habe. Als man ihm die kupferne Kanne zeigte, aus der er gegessen hatte, sprach der Arzt: nun weiß ich was dem Kranken fehlt. Er hat sich vergiftet.

Die Aeltern erschraken heftig über diese Worte. Wie wäre das möglich? sprachen sie; wie könnte sich Lorenz vergiftet haben?

Das will ich Ihnen sagen, antwortete der Arzt. Das Kupfer an sich ist nicht giftig. Aber es setzt gern Grünspan an, was ein gefährliches Gift ist. Dieß geschieht besonders, wenn in ein kupfernes Gefäß etwas Säuerliches, z. B. Essig, gethan wird. Ißt man dann etwas von dem Grünspane mit, so vergiftet man sich. Man sollte daaer nie aus kupfernen Geschirren, wenn sie nicht gut verzinnt sind, essen. Sind sie freylich gut verzinnt, so setzt sich kein Grünspan an, und es ist keine Gefahr vorhanden.

Der Arzt verschrieb nun für Lorenz die nöthige Arzeney. Sie that gute Wirkung. Es ist gut, sprach der Doctor, daß ich schnell geholt worden bin; jetzt ist noch Rettung möglich; das Gift scheint noch nicht allzustark um sich gegriffen zu haben.

Diese Worte waren für die betrübten Aeltern sehr tröstend. Und wie groß war ihre Freude, als Lorenz nach zwey Wochen wieder ganz hergestellt war! Von nun an nahmen sie sich vor kupfernen Geschirren sehr in Acht.

60.

## Gefährlichkeit des Bley's.

Anton hatte die üble Gewohnheit, manche Dinge in den Mund zu nehmen, und sie zu benagen. Besonders that er dieß mit dem Bleye gern. Es schmeckte süßlich, und dieser Geschmack war ihm sehr angenehm.

Daß das Bley ein gefährliches Gift sey, wußte Anton nicht. Einmal bekam er von einem Jäger viele grobe Schrotkörner, womit man auf Hasen zu schießen pflegt. Das war ihm ein gar liebes Geschenk. Er zerbiß ein Schrotkorn nach dem andern, sog lange daran, und verzehrte auf diese Weise eine Menge davon.

Die Folgen hiervon blieben nicht lange aus. Anton fühlte sich unbehaglich, verlor den Appetit und die Farbe, und sah recht krank aus.

Ein Arzt, der herbeygeholt worden war, untersuchte Antons Zustand, und erfuhr dabey, daß Anton oft Bley gekaut und gegessen habe.

Der Arzt schüttelte den Kopf darüber. Unter die gefährlichsten Gifte, sprach er, gehört das Bley. Es wirkt nicht auf Ein Mal, sondern nach und nach und versteckt. Oft ist es schon längst im Körper, ohne daß man etwas davon gewahr wird. Um so schwerer hält es, seinen Wirkungen durch Arzneyen vorzubauen. Ich weiß daher auch nicht, ob Anton zu retten seyn wird. Die Gewohnheit, Bley in den Mund zu nehmen und zu kauen, ist eine der schädlichsten Gewohnheiten, die es gibt.

Die Aeltern waren trostlos. Anton mußte verschiedene Arzneyen einnehmen. Es wurde ihm etwas besser, und er konnte das Bett verlassen. Aber er kränkelte immerfort, hatte eine blasse Gesichtsfarbe, und starb nach einem Jahre an der Auszehrung.

## 61.

## Gefährlichkeit der weißen Schminken.

Stephanie war ein hübsches Mädchen, dabey war sie gesund, und blühte

im Gesichte wie eine Rose. So lange ihre gute Mutter lebte, blieb sie munter, frisch und gesund. Denn diese rechtschaffene Frau hielt ihre Tochter zu einer einfachen und vernünftigen Lebensart an, bey der man sich immer am besten befindet.

Allein die gute Mutter starb, und Stephanie kam zu einer Tante, welche in einer großen Stadt lebte. Das war eine sehr eitle Frau, die auf Kleider und Putz große Dinge hielt. Bey ihr verdarb Stephanie bald.

Stephanie hatte die gesundeste, schönste Gesichtsfarbe. Aber gerade in der Zeit, da sie zu ihrer Tante kam, fing man an, auf eine frische, rothe Gesichtsfarbe keinen Werth zu legen. Die Mädchen und jungen Frauen wünschten lieber etwas blaß auszusehen.

Mein Kind, sprach die Tante zu ihrer Nichte, deine rothe Farbe paßt aufs Land, nicht aber in die Stadt. Wir müssen sie wegschaffen. Du mußt dich schminken.

Schminken, liebe Tante? sprach Stephanie, da wird man ja noch röther.

Du hast Recht, versetzte die Tante, sobald man sich mit rother Schminke

bestreicht. Es gibt aber auch weiße Schminken, die müssen bey dir gebraucht werden.

Stephanie bezeigte keine große Lust, sich zu schminken. Sie erinnerte sich, daß ihre gute Mutter dagegen sehr eingenommen war. Aber die Tante wollte es haben, und Stephanie, die von ihr abhängig war, mußte folgen.

Sie wurde nun alle Tage mit weißer Schminke bestrichen. Die blühende rothe Farbe verlor sich nach und nach, und Stephanie wurde mit jedem Tage blasser. Ihre Haut, die sonst sehr gesund und frisch war, fing an welk zu werden. Doch dabey blieb es noch nicht. Das gute Mädchen, das ehemals die Gesundheit und Munterkeit selbst war, verlor jetzt immer mehr ihre Heiterkeit, und befand sich oft übel und mißmuthig.

Nach einem halben Jahre sah Stephanie aus, wie wenn sie aus dem Grabe auferstanden wäre. Sie bat ihre Tante, daß ein Arzt zu Rathe gezogen werden möchte, indem sie sich sehr übel befinde.

Der Arzt kam. Er erkundigte sich genau nach Stephaniens Zustand. Als er erfuhr, daß sie bereits ein halbes Jahr lang mit weißer Schminke bestrichen worden sey, sprach er: nun weiß ich, wo der Grund der Krankheit liegt; sie

liegt in nichts anderem als in der Schminke. Die unselige Gewohnheit, sich weiß zu schminken, hat schon viele unsrer schönsten, blühendsten Mädchen und Frauen um ihre Farbe, ihre Gesundheit und selbst um ihr Leben gebracht!

Herr Doctor, sprach die Tante, wie könnte das zugehen? wie könnte so eine unschuldige Sache als das Schminken ist, so traurige Folgen hervorbringen?

Die Sache ist ganz und gar nicht unschuldig, versetzte der Arzt. Wer da weiß, woraus die weißen Schminken bestehen, wird an ihrer Gefährlichkeit und Schädlichkeit keinen Augenblick zweifeln. Sie enthalten sehr viel Bley; bekanntlich ist aber das Bley eines der gefährlichsten Gifte; man vergiftet sich daher, wenn man sein Gesicht mit weißen Schminken bestreicht. Die Bleytheilchen, die sie enthalten, fressen sich in die Haut ein, und wirken dann als Gift.

Stephanie durfte sich von nun an nicht wieder schminken. Aber das Bleygift hatte schon zu stark und zu lange auf ihren Körper gewirkt. Sie wurde nie wieder recht gesund. Ihre Munterkeit verlor sich ganz, ihr Körper fiel zusammen, sie bekam die Abzehrung, und starb in der schönsten Blüthe ihres Lebens, in ihrem achzehnten Jahre.

62.

## Der Luchs.

Vater, sprach Wilhelm, gestern erzählte der Nachbar von einem Fremden, und sagte, daß derselbe Augen wie ein Luchs gehabt habe. Was ist darunter zu verstehen?

Das sollst du gleich erfahren, antwortete der Vater. Hast du schon etwas von dem Luchs gehört?

Nein, lieber Vater, versetzte Wilhelm, noch gar nicht. Daß der Luchs ein Thier ist, weiß ich wohl, aber weiter auch nichts.

So höre nun, sprach der Vater, ich will dir dieß Thier näher beschreiben.

Der Luchs ist ein getigertes Thier, das heißt, sein Körper ist gefleckt und gestreift. Man findet ihn auch in kalten Gegenden von Europa, Asien und Amerika. Er ist größer als der Fuchs. In Rücksicht seiner Gestalt hat er viel Aehnliches mit der Katze; nur ist er größer, hat höhere Beine und einen kurzen Schwanz. Seine Ohren sind zugespitzt, und auf der Spitze steht ein Büschel gerader Haare in die Höhe. Der Oberleib ist rothbraun; nach den Seiten hin

laufen braun und weiß gemischte Streifen und Flecken, die Beine haben schwarzbraune Flecken und Puncte; die Brust ist weiß, gelb und schwarz gefleckt.

Der Luchs schlägt gewöhnlich in Felsenklüften seine Wohnung auf, besonders wenn in der Nähe ein dichter Wald liegt, in welchem er jagen und rauben kann. Wird er verfolgt, so klettert er, so geschickt als eine Katze, auf Bäume. Er lauert auf seinen Raub ganz ruhig auf einem Baumstamme oder hinter einem Busche, und thut so, als schlafe er. Geht nun ein Hirsch, oder Reh oder ein anderes Thier vorüber, so springt er auf dasselbe los, hackt sich mit seinen scharfen Klauen fest ein, und zerbeißt ihm so sehr den Hals, daß es todt zu Boden sinken muß. Nun saugt der Luchs dem getödteten Thiere das Blut aus, und frißt etwas von dem Fleische; das übrige bewahrt er sich auf und verscharrt es in die Erde. Kann er keines frischen Raubes habhaft werden, so gräbt er es auf und stillt damit seinen Hunger.

Da der Luchs für das Wild so gefährlich ist, so hat man ihn in Deutschland fast ganz ausgerottet. Bloß im Thüringer Walde wird er noch hie und da angetroffen. Die Jäger, die ihn verfolgen, suchen ihn zu umringen, und dadurch zu nöthigen, auf einen Baum zu klettern. Hat er dieß gethan, so ist es dann leicht, ihn

herab zu schießen. — Sein Balg ist ein sehr geschätztes Pelzwerk und wird theuer verkauft.

Da der Luchs sich besonders durch ein sehr glänzendes Auge und einen ungemein scharfen Blick auszeichnet, so pflegt man von Menschen, die einen scharfen Blick haben, zu sagen, daß sie Luchsaugen haben.

Wilhelm dankte dem Vater für diese Beschreibung des Luchses, und um sich einen noch richtigeren Begriff von diesem Thiere zu machen, ging er zu einem seiner Freude, der ein Bilderbuch besaß, in welchem viele Thiere abgebildet waren. Unter diesen Thieren befand sich auch der Luchs. Wilhelm brtrachtete ihn genau.

63.

## Andreas,

oder

## Schädlichkeit des unreifen Obstes.

Höre, Eduard, sprach der kleine Andreas zu seinem kleinen Freunde

wir thun am besten, wenn wir nicht hier im Zimmer bleiben, sondern in den Garten gehen.

Mir ist's recht, sprach Eduard, ich bin immer lieber im Freyen als in der Stube. Euer Garten ist dazu groß und hübsch. Komm, laß uns hingehen.

Die kleinen Freunde hüpften nun in den Garten. Hier wurde denn mancherley gespielt. Auf Ein Mal aber fiel es dem kleinen Andreas ein, nachzusehen, wie es mit den Pflaumenbäumen stehe, die in dem hintersten Theile des Gartens standen.

Beyde Freunde liefen zu den Pflaumenbäumen. Sie waren voll Früchte. Eduard, sprach Andreas, wir wollen uns etwas zu Gute thun, und von den Pflaumen essen; sie sind schon fast reif.

Das thue ich nicht, sprach Eduard, die Pflaumen sind noch nicht ganz reif, und halb reifes Obst schadet. Unsers Nachbars Jette hatte im vorigen Jahre unreife Aepfel gegessen, und wurde darauf sehr krank, und ihre Schwester Susette ließ sich vor einigen Monaten ein Körbchen voll Johan-

nisbeeren wohl schmecken, die auch noch nicht ganz reif waren; auch sie wurde krank. Krank mag' ich aber nicht werden.

Närrchen! sprach Andreas, wer wird auch gleich krank werden! Man muß nicht so furchtsam seyn!

Mache was du willst, versetzte Eduard, ich esse nun einmal keine halbreifen Pflaumen.

Andreas kletterte nun auf den Baum, und pflückte sich ziemlich viele Pflaumen, die er mit Gierde aß.

Aber noch an diesem Tage wurde es dem kleinen Andreas nicht wohl. Sein Magen war verdorben. Er erbrach sich, und hatte nicht den mindesten Appetit. Sah er etwas Eßbares, so ekelte ihm davor, und er bekam von neuem einen starken Anreitz zum Erbrechen.

Den folgenden Tag hatte Andreas bald Hitze bald Kälte. Der Arzt, der ihn besuchte, erklärte, er habe das kalte Fieber. Dem war denn auch wirklich also. Die Kälte beutelte den armen Knaben oft so stark, daß er glaubte, er müsse erfrieren, und bisweilen überfiel ihn dagegen eine so starke Hitze, daß er

sie kaum auszuhalten vermochte. Seine Gesichtsfarbe wurde immer blasser, und sein Leib immer magrer und schwächer.

Als der Arzt hörte, daß Andreas unreife Pflaumen gegessen, und noch obendrein bald darauf kaltes Wasser getrunken hatte, schüttelte er den Kopf, und sprach: das war nicht gut gethan, kleiner Freund; unreifes Obst ist sehr gefährlich und schädlich, besonders wenn man kaltes Wasser darauf trinkt; man macht sich dadurch in der Regel krank. Deine Krankheit, lieber Andreas, rührt von nichts anderem als von den unreifen Pflaumen.

Nun bedauerte es Andreas allerdings, daß er nicht Eduarden gefolgt und die unreifen Pflaumen gegessen hatte. Aber es war zu spät.

64.

## Die vorgeschriebenen Arzneyen muß man ordentlich einnehmen.

(Beschluß.)

Andreas war nun recht krank. Alles was ihn sonst sehr gefreut hatte, machte

ihm jetzt nicht das geringste Vergnügen. Man brachte ihm schöne Bilderbücher, um sie zu besehen, aber er fand keinen Gefallen daran. Ein Paar gute Freunde, die nicht wußten, daß er sich so übel befinde, luden ihn zu einem kleinen Feste ein. Aber wie konnte er jetzt an ein Fest denken! Für ihn hatte jetzt nichts in der Welt einen großen Reitz.

Der Arzt verordnete für den kleinen Kranken die nöthigen Arzneyen. Nun hatte aber Andreas gegen alles, was Medicin heißt, einen so großen Widerwillen, daß er dem Doctor erklärte, er werde nichts einnehmen; die Medicinen wären etwas Abscheuliches.

Sie sind etwas sehr Gutes und Heilsames, sprach der Arzt, denn sie lindern Schmerzen, und machen gesund.

Wird denn aber die Arzney, die ich trinken soll, gut schmecken? fragte Andreas; wird sie süß seyn?

Mein Kind, antwortete der Doctor, ob sie gut oder nicht gut schmeckt, darauf kommt es nicht an, sondern darauf, ob sie hilft. Du hast das Fieber sehr stark, und mußt China trinken. Die ist nicht süß, sondern bitter.

Andreas verzog den Mund. Pfuj, rief er aus, das Bittre kann ich vollends nicht vertragen! Ich mag keine China!

Indeß wurde die Arzney geholt. Aber Andreas wollte nichts davon einnehmen. Den Löffel, den man ihm nahe brachte, schob er zurück, und seinen Mund verschloß er fest. Ich mag nicht! ich mag nicht! rief er mehrmals aus.

Der Doctor redete ihm zu, und seine Aeltern mußten ihm endlich ernstlich befehlen, einen Löffel voll China einzunehmen. Mit schwerer Mühe entschloß er sich dazu. Als er aber die Medicin in den Mnnd bekam, und sie ihm sehr bitter schmeckte, spuckte er sie wieder aus.

Darüber wurden Vater und Mutter sehr unwillig, und machten ihm harte Vorwürfe. Nun nahm er sich zusammen, und verschluckte schnell die China, die man ihm reichte.

Die Arzney verschaffte ihm einige Erleichterung, und vielleicht wäre das Fieber sehr bald von ihm gewichen, wenn er der Vorschrift des Arztes gemäß die Medicin genommen hätte. Allein das that Andreas nicht. Er war oft durchaus nicht zu bewegen einzunehmen.

Die Folge davon war, daß das Fieber lange fort dauerte und den Körper

außerordentlich schwächte. Der Doctor erklärte, es könne nicht helfen, wenn der Kranke nicht ordentlich medicinire.

Traurig setzte sich nun der Vater zu seinem kranken Sohne. Mein lieber Andreas, sprach er, wir werden dich wohl verlieren; du wirst wahrscheinlich sterben müssen.

Der Mutter, die auch am Bette war, traten Thränen in die Augen, und Andreas fing laut zu weinen an. Ach, Gott, schluchzte er, muß ich denn wirklich die schöne Welt verlassen? muß ich wirklich sterben?

Mein lieber Sohn, antwortete der Vater, wir müssen alles befürchten, wenn du dich in deiner Krankheit nicht vernünftiger benimmst. Wie kannst du gesund werden, wenn du die vorgeschriebenen Arzneyen nicht ordentlich einnimmst? Thue das, und wir haben dann Hoffnung, daß dir Gott wieder deine Gesundheit schenkt. Wie sehr müßte es uns schmerzen, wenn wir dich im Sarge sähen und in die kühle Erde verscharren müßten.

Diese Worte wirkten. Andreas reichte dem Vater die Hand und sprach: Lieber Vater, ich will verständig seyn, und die vorgeschriebene Medicin ordentlich einnehmen.

Andreas hielt Wort. Zwar war es ihm immer sehr unangenehm, wenn er die bittre China trank. Aber er dachte dabey jedesmal: ich will gesund werden, und muß daher mediciniren; ich habe versprochen, dieß zu thun, und ich muß daher Wort halten.

Die China wirkte vortrefflich. Schon nach drey Wochen war Andreas gesund. Welch' eine Freude für ihn, als ihm der Arzt erlaubte, wieder in die freye Luft zu gehen! Er ging mit seinen Aeltern in den Garten. Es war ihm alles neu, und er wurde so gerührt, daß er Thränen der Freude vergoß.

Wurde einer von Andreas Freunden und Bekannten krank, so gab er ihm immer den Rath: die vorgeschriebenen Arzneyen nur immer recht ordentlich einzunehmen, weil man dann um so sicherer und schneller gesund werde.

---

## 65.

## Der Betrüger.

Der kleine Caspar hatte einmal ein Paar Dutzend Wälsche Nüsse bekommen,

die er sehr gern aß. Es dauerte nicht lange, so waren sie aufgezehrt. Nun nahm er einige Schalen und pichte sie mit Pech zusammen, so daß es schien, als wären es ordentliche Nüsse.

Peter, ein Camerad von Caspar, kam eben zu ihm gehüpft. Er aß gedörrte Pflaumen, die er sich gekauft hatte. Caspar zeigte ihm die zusammengepichten Nüsse.

Weißt du was? sprach Peter. Machen wir einen Tausch. Ich gebe dir von meinen Pflaumen, und du gibst mir dafür von deinen Nüssen.

Ich bins zufrieden, sprach Caspar, gab Petern für eine Hand voll Pflaumen einige zugepichte Nüsse, und eilte davon.

Als Peter die Nüsse öffnete, fand er sie leer. Das machte ihn sehr unwillig auf den davon gesprungenen Cameraden. Caspar hat mich betrogen, sprach er; es ist ein häßlicher Mensch. Jedermann, dem Peter dieß erzählte, sagte auch: Caspar ist ein abscheulicher Betrüger.

Ein ander Mal hatte sich Caspar für acht Groschen ein Tintenfaß gekauft. Es sah ganz nett aus, aber er ließ es mehrmals auf Steine fallen, und es brach

entzwey. Schnell ließ er es bey einem Tischler leimen, und ging dann damit zu seinem Freunde Ernst, der noch klein und unerfahren war.

Ernsten gefiel Caspars Tintenfaß. Was hast du dafür gezahlt? fragte er ihn.

Rath einmal! antwortete Caspar.

Einen Gulden ist es wohl werth, sprach Ernst.

Das wollt' ich meinen, versetzte Caspar.

Höre, Caspar, sprach Ernst, ich habe zwey Federmesser, und brauche nur Eines. Wenn du mir für dieses Federmesser hier, das einen Gulden kostet, dein Tintenfaß geben willst, so machen wir einen Tausch.

Damit war Caspar zufrieden, und nahm das theure Federmesser für das wohlfeile Tintenfaß an, ohne es Ernsten zu sagen, daß das letztere zerbrochen und geleimt sey.

Ernst schüttete noch diesen Tag Tinte in sein Tintenfaß, und bemerkte mit Mißvergnügen, daß sie heraus ronn. Er zeigte das seinem Lehrer. Dieser untersuchte das Tintenfaß, und fand, daß es gebrochen und kaum einen Groschen mehr werth sey.

Darüber verwunderte sich Ernst, und sagte: ists möglich, daß Caspar mich so sehr betrügen konnte? Das ist ja abscheulich!

Und solche Betrügereyen erlaubte sich Caspar viele. Seine Cameraden trauten ihm am Ende gar nicht, und nahmen sich in Acht vor ihm.

## 66.

## Wozu führen Betrügereyen?

(Beschluß.)

Da sich Caspar schon in seiner Jugend an Betrügereyen gewöhnte, so wurde er in seinen spätern Jahren ein großer Betrüger. Er trieb mit verschiedenen Sachen einen Handel. Wenn er unerfahrne Leute vor sich hatte, so verkaufte er ihnen oft die schlechtesten und wohlfeilsten Dinge sehr theuer. Auch ließ er mehrmals abgetragene Kleider frisch färben und verkaufte sie für neue.

Einmal machte Caspar eine Reise. Ein Kaufmann gab ihm hundert Thaler mit, damit er sie in der Stadt, in die er reiste, an einen andern Kauf-

mann abgeben möchte. Was that Caspar? Er betrog den Kaufmann um die hundert Thaler. Denn als er von seiner Reise zurück kam, erzählte der häßliche Betrüger, es hätten ihn auf dem Wege nach jener Stadt Räuber angefallen, und ihm die hundert Thaler abgenommen, was eine Lüge war.

Ein andermal reiste er in einem fremden Lande herum, und gab vor, daß sein Wohnort ganz abgebrannt sey, und daß er nun herum reise, um für die armen Abgebranten einiges Geld zu sammeln. Viele mitleidige nnd wohlthätige Menschen, die ihm glaubten, gaben ihm nun Beyträge zur Unterstützung der Verunglückten. Und so gelang es ihm, gegen zwey tausend Thaler zusammen zu bringen. Mit diesem Gelde reiste er nach Hause, und fing an, größern Aufwand zu machen als sonst.

Allein dieser Betrug wurde entdeckt, und Caspar in Arrest gesetzt. Er bekannte sein Bubenstück, und die Obrigkeit verurtheilte ihn auf vier Jahre zum Zuchthause.

In einem elenden Zustande mußte nun Caspar vier Jahre zubringen. Er bekam nur äußerst selten ein Stückchen Fleisch zu essen. Wasser und Brot, und zu Mittage etwas schlechte Suppe waren seine gewöhnliche Nahrung.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

I. Theil.

Das weinerliche Mädchen.

Erzählung 67.

Endlich wurde Caspar frey. Er schämte sich, an seinem sonstigen Wohnorte zu bleiben, denn man zeigte mit Fingern auf ihn. Daher verließ er sein Vaterland, und zog in ein fremdes Land. Hier ließ er sich von einem andern Betrüger verleiten, falsche Wechsel zu machen und zu verkaufen. Er wurde ertappt, und da auf diesem Vergehen die Todesstrafe stand, so wurde er mit seinem Cameraden aufgehenkt.

Ein solches Ende nahm dieser Betrüger.

---

67.

## Die weinerliche Jette.

Huhuhu! huhuhn! — so schluchzte Jettchen, ein Mädchen von acht Jahren. Ach, mein Finger! mein Finger!

Die Mutter hörte dieß Geschrey, und glaubte, der Tochter sey ein Unglück zugestoßen. Sie eilte ängstlich herbey, und fragte: was ist dir, Jettchen? ist dir was zugestoßen?

Jette weinte und lärmte nun noch ärger. Ach, rief sie, ich habe mich geschnitten! Es kommt Blut! Blut kommt!

Hast du dir den Finger abgeschnitten? fragte die Mutter, zeig her! —

Der Finger wurde untersucht, und da fand sich denn, daß der Schnitt kaum merkbar sey. —

Schäme dich, Jettchen, sprach die Mutter, einer solchen Kleinigkeit wegen gleich so zu weinen, und zu lamentiren. Ich glaubte Anfangs, du hättest dir den Finger ganz abgeschnitten.

Die Mutter nahm nun etwas Spinnengewebe, und that es auf die kleine Schnittwunde. Da hörte sie auf zu bluten, und war bald geheilt.

Ein ander Mal machte Jette wieder ein großes Geschrey und weinte bitterlich. Die Mutter lief herbey, und was fand sie? — Bruder Fritz hatte Jetten aus Spaß mit einigen Tropfen Wasser bespritzt; darüber zerweinte sich das arme Mädchen.

Eines Tages gerieth Jettchen mit Fritz in einen großen, heftigen Streit, weil der Bruder behauptete, sie habe ein größeres Kinn als er. Auf Ein Mal fing Jettchen an, laut zu weinen, und zu jammern.

Die Mutter kam zu den Kindern. Was ist unter euch vorgefallen? fragte sie. Jettchen, rede!

Ach, rief sie aus, Fritz ist wieder einmal grob gegen mich gewesen! Er hat mich verspottet und gekränkt.

Und wie hat er dich denn gekränkt? fragte die Mutter.

Er hat mich, schluchzte Jettchen, ein Mädchen genannt, dessen Kinn so groß sey als ein Berg.

Die Mutter konnte sich des Lachens nicht erwehren. Du bist ein thörichtes Mädchen, sprach sie, warum weinst du gleich über dergleichen unbedeutende Kleinigkeiten? Daß dein Kinn nicht so groß sey als ein Berg, sieht jedermann. Du hättest darüber lachen, und nicht weinen sollen.

Aber so trieb es Jettchen oft. Ueber jede Kleinigkeit konnte sie weinen. Sie wurde deßhalb von andern Mädchen verspottet, und hieß in der ganzen Stadt die weinerliche Jette.

Einmal war Jettchen im Hofe. Eine Kuh kam auf sie zugelaufen. Sie fing an zu schreyen und zu weinen. Es waren mehrere Hausleute in der Nähe;

aber jedermann dachte: Jette weint und schreyt über jede Kleinigkeit; das thut sie auch jetzt; es ist nicht nöthig, daß man nachsieht, was ihr fehlt.

Und so blieb Jettchen ohne Hülfe. Die Kuh faßte sie mit den spitzen Hörnern, und warf sie etwas in die Höh. Das arme Mädchen stand Todesangst aus, und bekam ein Paar Beulen. Als sie wieder etwas zu sich kam, und man ihr sagte, daß sie sich ein Paar Beulen gefallen hätte, war sie nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Ach, rief sie jammernd aus, so muß ich denn sterben! Ich armes, unglückliches Mädchen!

Die Mutter lächelte. Sey klug, mein Kind, sagte sie, wegen solcher kleinen Beschädigungen stirbt man nicht leicht. Beulen lassen sich heilen. Die Kuh hätte dich nicht aufgespießt, wenn du nicht durch deine Unart, über jede Kleinigkeit zu weinen und zu lamentiren, alle die dich kennen, sicher gemacht hättest. Es kam dir niemand zu Hülfe, weil jedermann glaubte, du weintest und schrieest abermals einer Kleinigkeit wegen. Ich bitte dich, laß dein weinerliches Wesen einmal fahren. Du machst dich damit nur lächerlich und unausstehlich. Niemand liebt weinerliche Menschen, und daher geht man auch mit dir nicht gern um.

Jettchen soll die Ermahnungen der Mutter wirklich befo'gt, und sich ihr weinerliches Wesen abgewöhnt haben.

## 68.

## Uebertriebener Hang zum Lachen.

Jettchen weinte oft über jede Kleinigkeit; Lottchen dagegen lachte gern. Nun ist wohl gegen das Lachen im Allgemeinen nichts einzuwenden, aber Lottchen lachte zu viel, und auch da, wo es sich nicht schickte, und das ist zu tadeln.

Befand sich Lottchen in der Lehrstunde, so fing sie oft hell laut an zu lachen. Fragte dann der Lehrer, was die Ursache davon sey, so fand es sich oft, daß Lottchen über die geringfügigste Sache gelacht habe. Bald war es ein Klecks, den Fritz oder sie selbst gemacht, bald eine kleine Bewegung, die der Bruder vorgenommen, bald ein einziges unbedeutendes Wort, das er gesprochen hatte.

Der Lehrer war oft verdrießlich und sagte: wenn du, liebe Lotte, in den Lehrstunden über jede Bagatelle lachst, so wirst du wenig lernen, und dir dadurch eine Unart angewöhnen, die dich in der That nicht beliebt machen wird.

Einmal befanden sich mehrere Mädchen bey Lottchen. Auf Ein Mal hörte die Mutter ein großes Gelächter in dem Zimmer, in welchem sie sich befanden. Sie ging hinein, um nachzusehen, was es gebe. Da fand sie ihre Tochter fast außer sich vor Lachen, Fritzen aber in großem Zorne.

Was gibt es? fragte die Mutter.

Kaum vermochte Lottchen vor Lachen der Mutter die Ursache ihres Gelächters anzugeben. Wir haben, sprach sie, entdeckt, daß Fritz ein längeres Ohr hat als wir alle.

Und darüber kannst du in ein solches Gelächter ausbrechen? fragte die Mutter. Obendrein ist dein Gelächter für den Bruder kränkend. Tochter! Tochter, hüte dich sorgfältiger vor dem zu vielen und übertriebenen Lachen!

Lottchen wurde auf einige Augenblicke ernsthaft, aber bald lachte sie

wieder hell laut, und sagte: das lange Ohr kann mir nicht aus dem Sinne kommen!

Die Mutter wurde sehr unwillig darüber, und ging verdrießlich zum Zimmer hinaus. Das machte die Tochter ernsthaft und sie hörte auf zu lachen.

Wenn Lottchen an andern Menschen etwas bemerkte, was ihr sonderbar schien, so konnte sie sich selten enthalten, darüber zu lachen. Dieß that sie sogar gegen fremde Personen, die bey Lottchens Aeltern speisten. Einige bemerkten es, und fanden sich dadurch nicht wenig beleidigt.

Die Folge davon war, daß Lottchen von vielen für ein thörichtes Mädchen gehalten, von andern sogar für böse ausgegeben wurde. Manche vergalten Gleiches mit Gleichem, und lachten sie aus.

Da Lottchen sah, daß sie sich selbst durch ihr vieles Lachen so sehr schade, so nahm sie sich ernstlich vor, auf sich aufmerksamer zu seyn, und ihre übertriebne Neigung zum Lachen einzuschränken. Das geschah, und Lottchen war nun ein recht liebenswürdiges und geliebtes Mädchen.

69.

## Gefährlichkeit des Mäusegiftes.

Frau Harting hatte eine ganz kleine Tochter. Anna hieß sie — ein liebes, herziges Kind. Sie konnte noch nicht gehen, wohl aber kroch sie geschickt und leicht auf dem Boden des Zimmers herum.

In dem Hause der Frau Harting gab es viel Mäuse, die selbst in die Zimmer gelaufen kamen. Das waren nun sehr unangenehme Gäste. Aber man konnte ihrer nicht los werden. Viele wurden zwar in Fallen gefangen und todt geschlagen; allein das verminderte ihre Zahl nicht sichtbar.

Nun kam eines Tages ein Mann zu Frau Harting, der mit verschiedenen Kleinigkeiten handelte. Unter andern hatte er auch Mäuse- und Rattengift zu verkaufen. Es waren kleine Kügelchen, die man nur an solche Orte, wo es dergleichen Thiere gab, hinlegen durfte; wurden sie von ihnen gefressen, so kamen die Thiere um ihr Leben.

Frau Harting kaufte um einige Groschen solche Kügelchen, und legte deren mehrere in ihren Wohnzimmer herum. Unglücklicher Weise vergaß sie, auf ihr Kind Acht zu geben, daß es von diesen Kügelchen nichts aß.

Anna kroch im Zimmer herum. In einem Winkel fand sie drey Giftkügelchen. Da sie gern alles in den Mund brachte, was sie fand, so verschluckte sie auch diese Kügelchen.

Bald darauf fing Anna an, sehr heftig zu schreyen, zu jammern und sich herum zu winden. Man sah es ihr an, daß sie innerlich die heftigsten Schmerzen empfinde. Die Mutter schickte schnell nach dem Arzte. Er war nicht zu Hause. Erst nach einer halben Stunde kam er. Da war aber Anna schon todt. Unter den heftigsten Zuckungen und Schmerzen hatte sie ihren Geist aufgegeben.

Der Arzt untersuchte die Sache, und es fand sich, daß die drey giftigen Mäusekügelchen das arme Kind getödtet hatten. Der Doctor sagte: Vor dem Mäuse- und Rattengift kann man sich nicht genug in Acht nehmen; es enthält Arsenik, und das ist für den Menschen das stärste Gift.

Die Mutter jammerte. Aber nun half kein Jammern mehr. Das arme, unglückliche Kind blieb todt.

70.

## Gefährlichkeit der bemalten Spielsachen.

Fränzchen hatte die Unart, an allem zu nagen, was sie in die Hände bekam. Ihre Großmutter machte ihr einmal mit verschiedenen Spielsachen ein Geschenk, die stark mit Farben bestrichen waren.

Fränzchen hatte darüber eine große, große Freude. Sie zeigte ihre schönen Sachen der Mutter, dem Vater, den Dienstboten, und allen Menschen, die sie sah, und fragte jeden, ob dieß nicht allerliebste, prächtige Spielsachen wären.

Was Fränzchen mit allen ihren Sachen machte, das geschah auch mit dem Spielzeuge. Sie nagte daran. Mehreres davon war bald so stark benagt, daß es ganz weiß aussah.

Nun wurde aber Fränzchen auf Ein Mal krank, sehr krank, und man mußte einen Arzt holen lassen. Als dieser erfuhr, daß das arme, kranke Mädchen ihre Spielsachen stark benagt habe, sprach er: darin liegt auch der Grund ihrer

Krankheit. Die Farben, womit solche Spielsachen bestrichen werden, enthalten viele giftige Theile. Kommt von diesen Farben etwas in den Leib, so wirken sie als Gift. Man gebe der kleinen Kranken nur schnell Milch, oder etwas Oel, oder auch Seifenwasser zu trinken, denn dieß sind gute Hausmittel gegen das Gift.

Der Arzt verschrieb nun noch einige Arzneyen für Fränzchen, und da auf diese Weise die Hülfe schnell genug kam, so wurde Fränzchen glücklich vom Tode gerettet.

71.

## Die zahme Katze.

Wer kennt nicht die Katze! Es war sonst ein wildes Thier, das man nach und nach zahm und zu einem Hausthiere gemacht hat. Indeß hat die Katze von ihrer Wildheit noch manches beybehalten. Denn sie streicht noch immer gern auf freyem Felde herum, und lauert da auf junge Häschen, Geflügel u. d. m. Auch sieht man sie bisweilen am Wasser, wo sie Fische zu erhaschen sucht.

Etwas Merkwürdiges ist folgende Erscheinung bey der Katze. Wenn man im Finstern mit trockner Hand ihren Rücken streicht, vom Schwanze nach dem Kopfe zu: so fahren oft Funken aus ihren Haaren, und verursachen ein Geknister. — Gibt es ein schweres Gewitter, so ist es rathsam, dieses Thier von sich entfernt zu halten, weil es den Blitz gern an sich zieht. Wenn es donnert und blitzt, so thun die Katzen sehr unruhig und ängstlich.

Die Katzen sind in mancher Hinsicht recht nützliche Raubthiere. Sperrt man sie da ein, wo es viele Mäuse gibt, so fangen sie dieselben weg. Auch auf Feldmäuse, Ratten, Maulwürfe und auf Schmetterlinge und Raupen machen sie Jagd.

Das Fleisch der Katzen soll wie Kaninchen-Fleisch schmecken. Ihr Hirn dagegen ist giftig, und wer es ißt, kann leicht davon sterben. Bey Geschwülsten gebraucht man oft mit Nutzen den Balg der Katzen, der auch von den Kürschnern benutzt wird.

Im Grunde ist die Katze ein falsches und tückisches Thier, dem man nie recht trauen kann. Sperrt man sie in einer Schlafkammer ein, so kann es geschehen, daß sie an Kindern zum Mörder wird. Sie legt sich nämlich

gern auf den Hals der schlafenden Kinder, und kann sie dadurch leicht ersticken; oder sie beißt sie auch todt, oder kratzt ihnen die Augen aus. Wir haben bereits manche traurige Beyspiele, daß dieß geschehen ist.

Da die Katzen das Warme lieben, so legen sie sich gern auf Feuerherde und in Oefen hin, wo sich ihnen leicht glühende Kohlen anhängen, die sie verschleppen, woraus leicht Feuersbrünste entstehen können.

Kinder mit Katzen spielen zu lassen, ist sehr gefährlich und daher zu widerrathen. Denn diese Thiere werden oft bey dem geringsten Scherze, den man mit ihnen treibt, zornig, kratzen und beißen um sich, und verwunden oft tödtlich, weil ihr Speichel in der Wuth zu Gift wird.

So wie die Hunde, so werden auch die Katzen toll, und sind dann sehr zu fürchten. Ihre Ausdünstungen sind der Lunge sehr schädlich, und wenn man daher Katzen mit sich schlafen läßt, so kann man leicht die Schwindsucht bekommen.

Und wie schädlich sind oft die Katzen im Hauswesen! Schließt man die Speisekammern und Keller nicht gut zu, so schleichen sie sich hinein, und fres-

sen, was sie vorfinden. Sie tödten die Tauben, Kaninchen, Enten, Fische und andere Thiere.

Im Klettern ist die Katze sehr geschickt. Sie springt oft von einem Baum auf den andern, und über die dünnsten und schmalsten Stangen schreitet sie mit großer Geschicklichkeit hin. Stürzt sie auch einmal von einer großen Höhe herab, so geschieht ihr selten etwas; denn wenn sie die Erde erreicht, so stehet sie fast immer auf ihren vier Füßen, und läuft wohlbehalten davon.

Im Finstern leuchtet der Blick der Katzen. Ihr Gang ist sehr leise und schleichend; eben so leise ihr Schlaf; ihr Gesicht und Gehör ungemein fein; dagegen haben sie einen sehr stumpfen Geruch.

Nässe und Unreinlichkeit können die Katzen nicht leiden. Daher sieht man oft, daß sie sich putzen und lecken. Selbst ihren Koth verscharren sie.

72.

## Die wilde Katze.

Die wilde Katze ist größer als die zahme, und sieht dunkel- oder röthlich

grau aus; vom Rücken nach den Seiten zu laufen schwarze Streifen; Schwanz und Füße sind mit schwarzen Ringen versehen; ihre Haare länger und feiner, und ihre Pfoten inwendig ganz schwarz.

Man findet die wilde Katze in ganz Europa. Mit der zahmen hat sie in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Lebensart viel Aehnlichkeit, denn die zahme Katze stammt von ihr ab. Daher läßt sich auch die wilde Katze leicht zähmen.

Dieses Thier liebt dicke Wälder, und wohnt gern in hohlen Eichen und in Felsenritzen. Es ist für die Wildbahn ein sehr schädliches Thier. Denn es raubt viel Wild, und tödtet nicht nur Hasen, sondern selbst junge Rehe. Die Jäger machen daher auf dieses Thier fleißig Jagd.

Die Bälge der wilden Katzen haben vielen Werth. Man gebraucht sie zu Müffen, zu Unterfutter und zu verschiedenen Kürschnerarbeiten. Man bekommt deren viele aus Polen, Rußland, Spanien, Holland und Frankreich.

Das Fett der wilden Katze hat einen üblen Geruch. Hat man demselben diesen Geruch benommen, so brennt man es gern in Lampen. Auch wird es in Apotheken gebraucht. Von einer einzigen wilden Katze bekommt man oft drey Kannen Fett.

73.

## Gefährlichkeit des Pulvers.

Der kleine Siegfried kannte kein größeres Vergnügen, als ein Feuerwerk mit anzusehen. Er lebte in einer großen Stadt, wo jedes Jahr einige Feuerwerke abgebrannt wurden. Hatte sich nun Siegfried durch Fleiß und gute Aufführung die Zufriedenheit seiner Aeltern erworben, so nahm ihn der Vater gewöhnlich in das Feuerwerk mit. Siegfrieds Freude war dann fast ohne Gränze.

Der kleine Mann erkundigte sich, wie man denn ein Feuerwerk mache, und beredete sich mit mehrern seiner Gespielen, zu versuchen, ob sie nicht auch ein kleines Feuerwerk zu Stande bringen könnten. Man sagte ihm zwar, daß es sehr gefährlich sey, mit dem Pulver umzugehen, daß es leicht Feuer fange, und dann große Verheerungen anrichten könne. Aber Siegfried achtete darauf nicht. Wenn man nur recht Acht gibt, sprach er, so kann kein Unglück entstehen.

Siegfried und seine Cameraden legten nun Geld zusammen, und kauften

I. Theil.

Gefährlichkeit des Pulvers.

Erzählung 73.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

sich ein Pfund Pulver, um daraus ein Feuerwerk zu machen. Um daran nicht gehindert zu werden, arbeiteten sie heimlich in einer Kammer.

Eines Tages hatten Siegfrieds Aeltern des Abends viel zu thun. Das war ihm eben recht. Er rief seine Gespielen zusammen, und sagte zu ihnen: Kommt, laßt und in die Kammer gehen; heute können wir ganz ungestört arbeiten; meine Aeltern sind stark beschäftigt, und können auf mich nicht sehen.

Die kleinen Männer eilten nun in die Kammer, und arbeiteten an dem Feuerwerke. Da es schon etwas finster war, so holte Siegfried ein Licht. Aber nur recht vorsichtig müssen wir seyn, sprach er, damit sich das Pulver nicht entzündet.

Eine Viertelstunde hatten die Knaben bereits gearbeitet, als Siegfried mit einer Rakete fertig war. Er war darüber herzlich froh, und wollte sie näher beym Lichte besehen, ob sie ihm auch ganz gelungen sey. Die andern drängten sich auch herbey, um die Rakete zu betrachten. Es entstand ein Drängen; Siegfried kam dem Lichte zu nahe; die Rakete fing Feuer, und zerplatzte. Das Pulver, welches auf dem nahen Tische lag, an welchem gearbeitet wurde, entzündete

sich. Es entstand ein schrecklicher Knall. Die anwesenden Knaben stürzten betäubt zu Boden, und die Wände der Kammer bekamen Risse.

Alles im Hause lief zusammen. Welche Bestürzung für Siegfrieds Vater! welcher Schrecken für seine Mutter! Man untersuchte die betäubten Knaben. Alle waren versengt und, mehr oder weniger, verwundet. Am übelsten war Siegfried zugerichtet. Sein ganzes Gesicht sah schwarz und entstellt aus; die Haut davon ging ganz ab; auch war der Daum seiner rechten Hand fast ganz weggerissen.

Für die guten Aeltern war dieß ein trauriger, herzzerreissender Anblick. Die Mutter jammerte; der Vater aber lief nach einem Wundarzte. Dieser eilte herbey, und verordnete das Nöthige.

Alle Knaben waren so stark beschädigt worden, daß es Wochenlang dauerte, bis ihre Wunden ganz geheilt waren. Siegfried kam noch obendrein um seinen Daum.

So geht es, wenn junge Leute sich mit dem Pulver abgeben!

## 74.

# Gefährlichkeit des Pulvers.

(Fortsetzung.)

Nahe bey der Stadt, in welcher Siegfried lebte, befand sich eine Pulvermühle, in der viel Schießpulver verfertigt, und ein großes Gebäude, in welchem dieses Pulver aufbewahrt wurde. Ein solches Gebäude pflegt man ein Pulver-Magazin zu nennen.

Die Einwohner der Stadt wünschten laut, daß dieses Pulver-Magazin nicht in der Nähe wäre. — Aber warum fürchtet man sich denn so sehr davor? fragte Siegfried seinen Vater.

Eine sehr traurige Erfahrung, antwortete der Vater, hat dich, mein Sohn, belehrt, wie gefährlich das Pulver sey. Wenn nun, was Gott verhüten wolle, einmal eine Funke Feuer in das Pulver-Magazin fiele — welche schrekliche Verwüstung würde dieß anrichten! Unsre ganze Stadt könnte darunter leiden. Eben weil dieß so gefährlich ist, sind die sorgfältigsten Anstalten dagegen getroffen.

Es stehen an dem Pulver-Magazine Wachen, die niemanden in die Nähe lassen, außer die, die in dem Gebäude zu thun haben. Aber selbst diese dürfen nicht einmal mit Stiefeln, die mit eisernen Nägeln beschlagen sind, in das Magazin gehen. Denn es könnte doch wohl einmal der Fall eintreten, daß die eisernen Nägel an einen Stein kämen, daß dadurch ein Feuerfunken hervor gebracht, und das nahe Pulver angezündet würde. Diese Sorgfalt scheint freylich zu weit getrieben zu seyn; aber in einer so gefährlichen Sache kann man nicht behutsam genug seyn.

Es währte keinen Monat, so schwebte über der Stadt, in welcher Siegfried wohnte, ein starkes Gewitter. Es donnerte und blitzte stark. Auf Ein Mal entstand ein schrecklicher Knall; die ganze Luft schien davon erfüllt zu seyn; die Erde bebte und viele Häuser stürzten zusammen. Siegfried war außer sich vor Schrecken.

Bald hörte man auf der Straße ein Jammern und Wehklagen. Alles lief durch einander und schrie. Es schien, als wolle die ganze Stadt über den Haufen fallen.

Siegfrieds Vater errieth gleich, was vorgefallen war. Der Blitz war in das Pulver-Magazin gefahren. Dieses hatte freylich einen Blitzableiter, aber

er war verdorben, und that nicht seine Dienste. Der Blitz zündete das Pulver an, und das Pulver-Magazin flog in die Luft.

Dieser schreckliche Vorfall hatte den größten Schaden angerichtet. Funfzig Häuser in der Stadt waren stark beschädigt worden, zehn fielen ganz zusammen, die Wachen bey dem Magazine wurden in unzählige Stücke zerrissen, und eine Compagnie Soldaten, die in einiger Entfernung bey dem Pulver-Gebäude vorbey marschirte, ward fast ganz getödtet.

So schreckliche Wirkungen vermag das Pulver hervorzubringen!

## 75.

## Gefährlichkeit des Pulvers.

(Beschluß.)

Siegfried stand bereits in seinem vierzigsten Jahre. Er kaufte sich ein neues Haus. Unter den alten Geräthschaften, die er vorfand, war auch ein Flintenlauf, der ganz verrostet war. Von dem vorigen Besitzer des Hauses vernahm er, daß dieser Flintenlauf schon dreyßig Jahre auf dem Boden liege.

Siegfried blies in den Lauf; aber zum Zündloche wollte keine Luft hinaus. Der Flintenlauf gefiel ihm. Den kann ich vielleicht noch brauchen, sprach er. Ich muß ihn nur ins Feuer legen und ausbrennen.

Das that Siegfried. Er stellte sich an den Feuerherd hin, auf welchem ein großes Feuer brannte, und legte den Flintenlauf hinein;

Der Unglückliche! Er wußte nicht, daß die Flinte vor dreyßig Jahren scharf geladen worden war, und geladen auf dem Boden liegen blieb. Es währte nur einige Augenblicke, da entzündete sich das Pulver. Der Schuß ging heraus, und die ganze Ladung drang in Siegfrieds Unterleib. Er fiel sogleich um, und gab nach einer Stunde unter heftigen Schmerzen seinen Geist auf.

## 76.

## Die Zibethkatze.

Die Zibethkatze ist etwas größer als die wilde Katze. Sie hat einen langen Schwanz mit schwarzen und weißen Ringeln; ihr grauer Rücken aber hat schwarze, wellenförmige Streifen.

Die Zibethkatze wohnt in Asien und Afrika, und ist wild und raubsüchtig. Zur Nahrung dienen ihr zum Theil auch Wurzeln, meistens aber kleine Thiere, die sie in Höfen u stehl en sucht.

Dieses Thier hat an seinem Leibe Säckchen, in welchen sich eine schmierige und stark riechende Feuchtigkeit sammelt, die man Zibeth zu nennen pflegt. Zwey bis drey Mal kann man jede Woche diese Feuchtigkeit mit einem kleinen Löffel aus den Säckchen nehmen. Sie ist zuerst weißlich, wird aber nach und nach bräunlich und am Ende ganz schwarz.

Die Zibethkatze läßt sich leicht zahm machen. In Holland unterhält man solcher Thiere eine große Menge — des Zibethes wegen. Man füttert sie mit rohem, gehackten Fleische, mit Eyern, Reiß, Federvieh u. d. m. Je besser man sie füttert, desto mehr Zibeth bekommt man von ihnen.

Der Zibeth ist Anfangs so stark, daß man von dem Geruche desselben leicht Kopfschmerzen und den Schwindel bekommen kann. Nach und nach verliert er aber von seiner Schärfe und wird milder und angenehmer. Man parfümirt damit Handschuhe, Kleider, Seife, Puder und mischt ihn zu Arzneyen.

Den besten Zibeth bekommt man aus Holland, insbesondere aus der Stadt Amsterdam.

77.

## Dankbarkeit gegen Wohlthäter.

Marie hatte eine liebe, gute Mutter. Aber sie starb, als Marie erst acht Jahre alt war. Die arme verwaiste Tochter weinte und jammerte. Ach, sagte sie, bisher ging es mir so wohl! ich hatte für nichts zu sorgen; meine liebe Mutter that mir alles zu Liebe; sie nährte und kleidete mich; sie lehrte mich lesen und stricken; war ich kränklich, so wartete und pflegte sie mich mit aller Sorgfalt. Nun ist sie hin, die liebe, gute Mutter! Was werde ich machen? wer wird sich meiner annehmen?

So klagte Marie. Eine gute Freundin von ihrer verstorbenen Mutter, Frau Brand, tröstete sie und sagte: sey unbesorgt, mein Kind, ich bin zwar nicht reich, aber ich will Dich zu mir nehmen, will für Dich sorgen und deine Mutter seyn!

Da fiel Marie der guten Frau Brand ans Herz, und dankte ihr mit heißen Thränen, daß sie sich ihrer annehmen wolle.

Liebes Mädchen, sprach Frau Brand, daß ich von nun an für dich sorge, das hat deine gute Mutter um mich verdient. Ich war vor ungefähr zehn Jahren in großer Noth. Kein Mensch stand mir bey, als deine liebe Mutter. Sie unterstützte mich auf mancherley Weise. Ich wurde krank; da kam sie jeden Tag, mich zu besuchen und zu trösten; oft blieb sie mehrere Stunden bey mir. Sie schickte mir einen Arzt, sie bezahlte für mich den Apotheker — kurz sie war meine größte Wohlthäterin. Dafür muß ich nun dankbar seyn. Ich freue mich, daß Gott mir Gelegenheit dazu gibt.

Marie kam noch an diesem Tage zu Frau Brand. Diese dankbare und menschenfreundliche Frau sah nun Marien als ihre Tochter an. Sie ernährte sie; sie kaufte ihr Kleider; sie ließ sie manches Nützliche lernen, und leitete sie zu allem Guten an. Mit Einem Worte, Frau Brand, war Marien eine wahre Mutter.

Aber dafür war Marie auch recht dankbar. Was sie der guten Frau Brand an den Augen ansah, that sie ihr zu Gefallen; jede ihrer Vorschriften befolgte

sie pünctlich, und nichts gewährte ihr größere Freude, als wenn sie ihrer Wohlthäterin eine Freude machen konnte.

Einmal wurde Frau Brand krank. Da hätte man sehen sollen, wie bekümmert Marie um sie war; wie sie sie wartete und pflegte; wie sie immer um das Bett der Kranken war, und bey ihr ganze Nächte durch wachte.

Die gute Frau Brand sah diese Dankbarkeit ihrer Ziehtochter, und war sehr gerührt. Liebe, liebe Marie, sprach sie zu ihr, du erweisest mir in meiner Krankheit große Dienste; Gott lohne dich dafür!

Liebe, beste Mutter, rief Marie bewegt aus, ich wäre ja ein verächtliches Mädchen, wenn ich anders handelte. Sie haben mir unendlich viel Gutes gethan; ich werde es nie, nie vergelten können. —

Gerade als Hoffnung da war, daß Frau Brand wieder genesen würde, bekam Marie vortheilhafte Anträge von einer Gräfin, die sie in ihr Haus als Kammerjungfer aufnehmen wollte.

Die Bedingungen, die man mir macht, sprach Marie, sind sehr vortheilhaft; aber ich kann die Stelle nicht annehmen; ich kann Frau Brand unmöglich

verlassen; sie hat außerordentlich viel an mir gethan; noch ist sie krank; sie bedarf meiner Hülfe; nicht um alle Reichthümer der Welt würde ich sie jetzt verlassen.

Alle Menschen, die von diesem Benehmen Mariens hörten, fühlten sich gerührt, und nannten sie ein dankbares, vortreffliches Mädchen.

Marie arbeitete jetzt Tag und Nacht, um ihre kranke Wohlthäterin mit den nöthigen Arzneyen und kräftigern Speisen versehen zu können.

Der Arzt meinte, die Kranke sollte bisweilen einen guten, stärkenden Wein, etwa Malaga, trinken. Aber dieser Wein war an dem Orte, wo Marie wohnte, sehr theuer. Die Bouteille davon kostete sechs Gulden.

Doch Marie ruhte nicht, bis sie durch eine mühsame Stickerey so viel verdient hatte, daß sie für die Kranke eine Bouteille Malaga kaufen konnte. Frau Brand fühlte sich durch diesen Wein sehr gestärkt, und der Genuß desselben beförderte augenscheinlich ihre Wiedergenesung.

Eine solche Dankbarkeit und Liebe gegen die Wohlthäterin ließ Gott nicht unbelohnt. Marie wurde die Frau eines sehr braven, und ziemlich wohlhabenden Mannes. Mit Thränen schied sie von Frau Brand. Sie lebte sorgenfrey und sehr glücklich. Ihr Mann erwarb sich nach und nach ein

großes Vermögen, und sie konnte nun die Freude genießen, gegen ihre Wohlthäterin recht dankbar zu seyn. Sie nahm sie zu sich ins Haus, als die gute Frau alt und verlassen war und nichts mehr erwerben konnte. Marie erleichterte und versüßte ihre alten Tagen auf alle mögliche Weise. Als Frau Brand starb, dankte sie Marien für das viele Gute, das sie bey ihr genossen hatte, mit Herzlichkeit, und bat Gott, daß er sie segnen möchte. Und Gott segnete Marien wirklich.

78.

## Bittre Mandeln.

Aloysius hatte einen guten Freund, der sich als Lehrjunge in einer Materialisten-Handlung befand. Diesen besuchte er fleißig. Eines Tages war er wieder bey ihm. Höre, sprach er, hast du nichts, was für meinen Gaumen wäre?

Du möchtest aber auch nur immer naschen, sprach der Freund zu Aloy-

sius. — Gestern haben wir eine ganze Kiste bittrer Mandeln bekommen. Willst du welche davon haben?

O gib mir welche! rief Aloysius. Ich esse die bittern Mandeln sehr gern.

Der Freund gab nun dem Aloysius ein Paar Hände voll bittrer Mandeln. Dieser verzehrte sie mit Gierde und Schnelligkeit. Aber bald darauf fing ihm an, übel zu werden.

Aloysius eilte nach Hause. Schon auf dem Wege mußte er sich übergeben. Matt und todtenblaß kam er bey seinen Aeltern an. Diese wußten nicht, was sie von ihrem Sohne denken sollten, so kränklich und schlecht sah er aus. Er erbrach sich in Einem fort, und mußte sich ins Bett legen.

Der Arzt, der herbey gerufen wurde, fragte ihn: ob er vor kurzem nichts zu sich genommen habe?

Aloysius gestand, er habe ziemlich viele bittre Mandeln gegessen, und darauf sey es ihm übel geworden.

Das will ich glauben, sprach der Doctor. So geht es wenn man Sachen ißt, die schädlich sind. Die bittern Mandeln gehören unter die giftartigen Früchte. Ißt man davon etwas viel, so wirken sie gewöhnlich als ein Gift, das freylich

nicht so stark als Arsenik ist, oder manches andere Gift, aber nachtheilig wirkt es immer auf den Körper.

Aloysius fing an zu jammern; denn er glaubte, er müsse nun sterben. Der Arzt tröstete ihn, und sagte: vor dem Tode darfst du dich eben nicht sehr fürchten, aber besser wäre es allerdings gewesen, du hättest die bittern Mandeln entweder ganz ungenossen lassen, oder davon doch keine so große Menge essen sollen.

Am andern Tage befand sich Aloysius wieder wohl; aber wenn er an bittre Mandeln dachte, so wurde es ihm übel, und er bekam einen Reitz zum Erbrechen. Er nahm sich in Zukunft vor dieser Frucht sorgfältiger in Acht.

79.

## Dankbarkeit gegen Lehrer.

O welch' eine prächtige Nelke! rief Luischen, als sie in dem Garten ihrer Aeltern an ihr Blumenbeet kam. Bruder Heinrich! komm' nur her, und sieh'!

Heinrich kam und sah. Auch er rief aus: welch' eine prächtige Nelke!

Dieß war die erste Nelke, welche auf Luischens Blumenbeete aufgeblüht war. Das liebenswürdige Mädchen schnitt sie ab, und eilte davon.

Schwester! rief ihr der Bruder nach, wem trägst du die Nelke?

Jemanden, dem ich vielen Dank schuldig bin! antwortete Luischen, und hüpfte— zu ihrem Lehrer.

Lieber Lehrer, sprach die dankbare Schülerin, sie erweisen mir vieles Gute; Sie bringen mir nützliche Kenntnisse bey, und muntern mich auf, gut zu seyn! Dafür dank' ich Ihnen recht oft in meinem Herzen. Auf meinem Blumenbeete ist mir die erste Nelke aufgeblüht. Ich bringe sie Ihnen. Haben sie die Güte, sie anzunehmen. Es ist eine Kleinigkeit, aber sie kommt von Herzen.

Diese Worte rührten den Lehrer. Ich danke dir gutes Luischen, sprach er, für deine Gefälligkeit. Es freut mich immer, wenn irgend einer von meinen Schülern oder eine von meinen Schülerinnen eine dankbare Gesinnung verräth, und diese Blume macht mir daher viel Vergnügen.

In diesem Augenblicke trat auch Heinrich in das Zimmer des Lehrers. Er war nicht weniger erstaunt, die Schwester hier zu finden, die er ganz wo anders glaubte.

Heinrich brachte auf einem Teller eine Menge schöner Radieschen. Lieber Lehrer, sprach er, das sind die ersten Früchte aus meinem kleinen Garten. Ich bringe sie Ihnen, denn Sie thun viel Gutes an mir. Nehmen Sie die Kleinigkeit mit Güte auf.

Der Lehrer bezeigte auch Heinrichen sein Vergnügen über den erhaltenen Beweis von Dankbarkeit, und den Kindern that es wohl, daß der Lehrer sich über sie gefreut hatte.

Und so ergriffen Luischen und Heinrich jede Gelegenheit, dem Lehrer ihren Dank zu beweisen. Feyerte er seinen Geburtstag, so gingen sie zu ihm hin, und wünschten ihm Glück dazu. War er nicht ganz wohl, so besuchten sie ihn, und nahmen an seinen Leiden Theil, und als er ihnen die letzte Lehrstunde gab, griffen sie nach seiner Hand, dankten ihm herzlich für alles Nützliche und Gute, das er sie gelehrt hatte, und weinten sehr. Nie, nie dan- werden wir es vergessen, sprachen sie, was wir Ihnen, bester Lehrer, zu ken haben.

Und wirklich vergaßen sie dieses auch nie. Als sie älter waren, und ihr eignes Hauswesen hatten, luden sie ihren ehemaligen Lehrer oft zu sich zu

Gaste, und schickten ihm bisweilen Geschenke. Ja sie thaten noch mehr. Als der brave Lehrer starb, und zwey noch unerzogene Kinder als Waisen zurück ließ, nahm Heinrich das eine, und Luise das andere zu sich, und erzogen diese Waisen als ihre eignen Kinder.

---

Wie viel Dank sind Kinder ihren Lehrern schuldig! Aber nicht alle beweisen sich dankbar gegen sie. Lieben Kinder, möchtet ihr doch alle der guten Luise und dem braven Heinrich ähnlich seyn!

---

80.

## Georgine und Harald.

Georgine und Harald waren zwey Geschwister, die manche gute Eigenschaften besaßen. Aber etwas flüchtig waren sie.

Sie hatten bey mehreren Gelegenheiten gehört, daß es sehr gefährlich sey, Wasser zu trinken, oder in die kühle Luft zu gehen, wenn man stark erhitzt ist.

Aber darauf achteten sie nicht. Sie glaubten, die Gefahr wäre wohl nicht so groß als man sie beschrieb.

Was erfolgte daraus? Harald ging eines Tages in den Weingarten seiner Aeltern. Er lief so schnell er konnte, und erhitzte sich stark. Es fing ihn an zu dursten, und sein Durst wurde immer heftiger.

Harald erreichte den Weingarten. Es befand sich in demselben ein Brunnen, der sehr kaltes Wasser hatte. Ohne zu bedenken, was er that, lief Harald zu dem Brunnen, und ob er gleich von Schweiß triefte, so trank er doch ein Paar Gläser Wasser, und wusch sich auch das Gesicht, um es abzukühlen.

Aber Harald fühlte es auch gleich, daß er nicht vernünftig gehandelt habe. Denn es überlief seinen ganzen Körper auf Ein Mal ein kalter Schauer, und den Tag darauf lag er gefährlich krank.

Harald erholte sich nur langsam; er genaß zwar wieder, aber seine Brust wurde doch nicht ganz curirt.

Seine Schwester Georgine befand sich in den darauf folgenden Faschingen auf einem Balle. Sie war eine große Freundin vom Tanzen, und tanzte

WIENER STADTBIBLIOTHEK

I. Theil

Emma's Betrübniss.

Erzählung 81.

auch dießmal wacker darauf los. Dadurch erhitzte sie sich stark, und sehnte sich nach Abkühlung.

Georgine war unbesonnen genug, in den Garten zu eilen, der dicht am Ballhause lag. Die Luft war sehr kalt; auch ging ein ziemlicher Wind. Georgine war in größtem Schweiße. Dieser wurde plötzlich von der kalten Luft zurückgetrieben. Dieß wirkte so stark auf Georginen, daß sie ohnmächtig zu Boden sank. Erst nach einer halben Stunde wurde sie gefunden, und nach Hause getragen.

Ihre Aeltern erschraken nicht wenig. Die Tochter schien ihrem Tode nahe zu seyn. Auch starb sie nach zwey Tagen wirklich.

Harald überlebte sie zwar, aber auch nicht lange. Nach einem Jahre starb er an der Lungensucht.

## 81.

## Emma's Betrübniß.

Emma hatte sich eine Henne gekauft. Diese legte ihr viele Eyer, wovon in

einem Jahre zehn ausgebrütet wurden. Wer war nun glücklicher als Emma! Sie lief im ganzen Hause herum und rief frohlockend aus: ich habe zehn junge Hühnchen!

Ihr Bruder Alexander, der das Geflügel sehr gern hatte, sprach zur Schwester: „Emma, ich möchte dich um deine zehn Küchelchen beneiden! Wenn ich doch nur auch so glücklich wäre!“

Lieber Alexander, antwortete Emma, ich habe der jungen Hühnchen zehn. Wozu sind mir so viele! Ich will dir zwey von ihnen schenken.

Willst du das? rief Alexander freudig aus, willst du das? O du liebe, gute, theure Schwester! Herzlich, recht herzlich danke ich dir für dein Geschenk!

Nun eilten beyde Geschwister in den Hof, und der Bruder durfte unter den zehn allerliebsten jungen Hühnchen zwey für sich aussuchen.

Die Kinder fühlten sich in dem Besitze dieser kleinen Thierchen recht froh und glücklich. Aber ihre Freude verwandelte sich bald in Traurigkeit und Betrübniß.

Die Aeltern hatten den Kindern erlaubt, ihre Hühnchen in einer kleinen Holzkammer zu halten, die sich auf dem Hofe befand, und eben jetzt leer war. Damit kein Thier in diese Kammer dringe, und die Henne mit den Küchelchen tödte,

wurden die großen Spalten der Holzkammer verstopft; bloß ein Paar Ritzen blieben wie sie waren, weil man sie für zu klein hielt, als daß ein Raubthier durchschlüpfen könnte.

Die Küchelchen waren schon acht Tage alt, und sahen sehr frisch und munter aus. Eines Morgens eilte Emma mit ihrem Bruder in den Hof, um ihren Hühnchen einen Morgenbesuch zu machen. Emma öffnete die Thür. Aber welch ein Schrecken überfiel sie! Die Henne kam ihr nicht wie sonst mit ihren Küchelchen entgegen gelaufen. Sie lag todt auf dem Boden; neben ihr lagen acht Hühnchen hingestreckt, von den übrigen zweyen sah man bloß die Federn und einzelne Knöchelchen.

Emma schlug die Hände zusammen, und that einen Schrey. Bitterlich fing sie an zu weinen, und ihre Betrübniß erreichte den höchsten Grad. Ach, meine lieben, schönen Hühnchen! jammerte sie, und konnte sich kaum fassen.

Auch Alexander stand betroffen da. Auch er war sehr traurig und betrübt. — Das Jammern der Kinder drang bis zu den Aeltern. Die Mutter kam in den Hof, um nachzusehen, was vorgegangen sey. Emma ging ihr

weinend entgegen, und konnte vor Schluchzen kaum so viel hervor bringen, daß die Mutter daraus das Vorgefallene zu errathen im Stande war.

Lieben Kinder, sagte die verständige Mutter, als sie die erwürgten Thiere gesehen hatte, tröstet euch. In der Welt geschiehet es oft, daß wir dasjenige verlieren, was uns sehr lieb geworden ist. Man muß sich schon in der Jugend an solche Verluste zu gewöhnen suchen.

Die Kinder vergruben die Henne mit den Küchelchen unter einem Birnbaume. Es vergingen mehrere Tage, bis sie sich über ihren Verlust zu trösten wußten.

---

82.

## Wer war der Mörder?

(Fortsetzung.)

Emma's Aeltern wurden bisweilen von einem Jäger, Namens Knaller, besucht, der ihnen von Zeit zu Zeit Wildpret brachte, das sie ihm abkauften. Dieser Jäger kam gerade ein Paar Tage darauf, als Emmas Küchelchen erwürgt worden waren, zu ihren Aeltern.

Alexander, der sich gern mit Knallern unterhielt, erzählte ihm sogleich, was mit den Küchelchen vorgegangen war, und fragte: „wer sollte wohl der Mörder der armen Hühnchen gewesen seyn? Ich glaube immer, es ist ein Iltiß gewesen.“

Der Jäger ließ sich den Vorfall mit allen Umständen erzählen, und sagte dann: Ein Iltiß war es wohl nicht, der die Henne und die Küchelchen gemordet hat. Es ist wahr, der Iltiß ist ein sehr räuberisches Thier, das dem Geflügel gern nachstellt. Er frißt wohl auch Maulwürfe, Ratten, Mäuse, Hamster, Fische, selbst Frösche, aber am liebsten nährt er sich doch von jungen Vögeln und ihren Eyern, und hält sich in Gebäuden, in Wäldern und auf dem Felde auf. Den Hühner- und Taubenhäusern ist er sehr gefährlich. Aber doch nicht so gefährlich als der Marder. Denn der Iltiß, wenn er in ein Tauben- oder Hühnerhaus einbricht, mordet nicht alles, was er vorfindet, sondern packt bloß die erste, beste Taube oder Henne, und eilt damit in seinen Schlupfwinkel. Seh'n Sie, daraus schließe ich, daß nicht ein Iltiß Ihre Henne mit den Jungen getödtet hat; er würde nicht alle erwürgt haben.

Wer war also der Mörder? fragte Alexander.

Ich glaube, antwortete der Jäger, daß dieß niemand anders gewesen ist, als ein Steinmarder. Dieses Thier, das man in Europa und in Asien findet, hat die Größe einer mittelmäßigen Katze, und drängt sich oft durch sehr enge Spalten durch. Seine Kehle und sein Unterhals ist weiß, das Haar schwärzlich braun. Es ist ein muntres, listiges Raubthier, das sich gern in Höhlen, in den Ritzen alter Stadtmauern, Thürme, Kirchen und Gebäude, in Holzstößen, Steinhaufen, Ställen, Scheunen und unter Dächern aufhält.

Der Steinmarder hat einen sehr feinen Geruch und ein sehr scharfes Gesicht. Er klettert und springt geschickt, und daher ist es ihm leicht, seinen Raub zu erhaschen. Am Tage verhält er sich ruhig, des Nachts aber schleicht er als ein gefährlicher, grausamer Räuber herum. Im Felde fängt er Frösche, Maulwürfe, Mäuse und Vögel. Kommt er in die Wohnungen der Menschen, so richtet er oft unter den Tauben, jungen Hühnern, Gänsen und Enten eine große Niederlage an. Er ist um so gefährlicher, da er sich nicht mit einem oder zwey getödteten Thieren begnügt, die seinen Hunger stillen können, sondern gewöhnlich alles, was er vorfindet, erwürgt, und es unberührt liegen läßt. Auch läßt er gewöhnlich Koth zurück, der so übel riecht, daß an so einem Orte kein Geflügel

mehr bleiben will. Seine Leckerbissen sind Kirschen, Pflaumen und Vogelbeeren. Bey starken Gewittern läuft er wie rasend herum, und macht dabey oft einen großen Lärm.

Junge Marder lassen sich zahm machen. Schlägt man ihnen die scharfen Vorderzähne aus, so können sie dann als Stubenthiere gehalten werden, die viel Unterhaltendes und Possierliches haben.

Der Balg des Marders wird geschätzt, und kommt stark in den Handel.

Aber kann man denn diese gefährlichen, grausamen Thiere nicht wegfangen? fragte Alexander.

Allerdings kann man das, antwortete der Jäger. Ich selbst fange deren des Jahres mehrere in eisernen Fallen.

Alexander bat nun den Jäger, er möchte einmal eine solche Falle mit bringen, damit man den bösen Marder wegfange, der die zehn Hühnchen umgebracht habe. Denn dulden wir ihn, sprach er, so sind wir vor ihm nie sicher.

Der Jäger versprach, die Bitte Alexanders zu erfüllen.

83.

## Die Marder-Falle.

(Beschluß.)

Nach einigen Tagen brachte der Jäger Knaller wirklich eine eiserne Falle. Er trug sie in die Scheune, und stellte sie auf. Um den Marder herbey zu locken, legte er auf sie ein Stück Fleisch.

Am andern Morgen verließ Alexander sehr frühe sein Bett, und eilte nach der Scheune. Er glaubte, der Marder werde in der Falle stecken. Aber er fand diese offen. Auch am darauf folgenden Tage war es nicht anders, und Alexander glaubte nun, der Marder, der die Thierchen gemordet hatte, sey nicht mehr in der Nähe, und werde sich nie fangen.

Am dritten Morgen ging dessen ungeachtet Alexander wieder in die Scheune. Doch hatte er keine Hoffnung, etwas in der Falle zu finden. Er kam in den Winkel, wo sie aufgestellt war. Auf Ein Mal erhob er ein Geschrey. Mehrere Leute im Hause liefen zusammen; sie glaubten, es sey ein Unglück geschehen.

Aber Alexanders Geschrey war ein Freudengeschrey. „Die Falle ist zu! rief er aus. Es steckt ein Marder darin!“

Er hatte Recht. Ein schöner Steinmarder hatte sich in der Falle am Halse gefangen, und war ganz todt. Das ganze Haus lief zusammen, und freute sich, daß das gefährliche Raubthier nicht mehr lebe.

Der Marder wurde aus der Falle herausgenommen und sein Balg ihm abgezogen. Von nun an hatten die Hühner und Tauben in den umliegenden Häusern Ruhe.

Emma kaufte sich eine andere Henne. Auch von dieser bekam sie Hühnchen. Ein Paar davon schenkte sie wieder dem Bruder. Dießmal glückte es ihr, sie alle groß zu ziehen.

84.

## Kindliche Dankbarkeit.

Frau Reinthal war zwar arm, aber ihre Kinder, Anton und Nanette,

erzog sie recht vernünftig und gut. Sie arbeitete viel und genoß wenig, um nur auf ihre Kinder etwas verwenden zu können. Fleißig wurden diese von ihr in die Schule geschickt, auch ließ sie sie außer der Schule noch manches Nützliche lernen.

Anton und Nanette waren aber auch dafür recht dankbar. Sie wußten, wie viel sie ihrer guten Mutter schuldig waren, und thaten ihr alles zu Gefallen. Wenn die Mutter in der Küche Hülfe nöthig hatte, so sprang ihr Nanette willig bey. Hatte sie wohin zu schicken, so bot sich dazu Anton sogleich an. Ueberhaupt, wenn sie ihre gute Mutter in den häuslichen Arbeiten, oder in irgend einer andern Sache unterstützen konnten, so thaten sie es mit aller Freudigkeit der Seele.

Am ersten May feyerte die Mutter ihren Geburtstag. Anton und Nanette hatten den ganzen Winter hindurch mit aller Anstrengung gearbeitet und auf alle mögliche Art gespart, um nur im Stande zu seyn, der geliebten Mutter an ihrem Geburtsfeste eine kleine Freude machen zu können. Nanette kaufte für sie ein hübsches Strickzeug, Anton ein Andachtsbuch, das die Mutter schone lang gewünscht hatte. Als ihr Geburtstag da war, überraschten sie sie mit diesen Geschenken, und sag-

ten ihr dabey so herzlichen Dank für ihre mütterliche Liebe, daß sie zu Thränen gerührt wurde.

Anton wurde ein Uhrmacher. Als Gesell erwarb er sich manchen Thaler; statt das erworbene Geld, wie die meisten seiner Mitgesellen, auf Kleider und Vergnügungen auszugeben, schickte er den größten Theil davon seiner armen Mutter, und behielt nur soviel übrig, als er durchaus nöthig hatte.

Als Anton sein eigner Herr war, erwarb er so viel, daß er bequem leben konnte. Das war auch bey der Schwester Nanette der Fall, die in einer glücklichen Ehe lebte. Nun wollte jedes von den zwey Geschwistern die gute Mutter zu sich nehmen. Darüber geriethen sie in einen Streit mit einander, bis sie denn endlich darin mit einander überein kamen, daß die Mutter ein Jahrlang bey dem Bruder, und eben so lang bey der Schwester seyn, und so immerfort mit ihrem Aufenthaltsorte abwechseln sollte.

Es war rührend, zu sehen, welche Mühe sich die beyden Kinder gaben, der Mutter ihren Aufenthalt bey ihnem angenehm und ihr Alter leicht zu machen.

Wohl den Kindern die gegen ihre größten Wohlthäter auf Erden, gegen ihre Aeltern, dankbar sind.

85.

## Der Zobel.

Der Zobel gehört unter diejenigen Thiere, die uns durch ihren Balg sehr nützlich sind. Er hat ungemein viel Aehnlichkeit mit dem Baummarder. Sein Kopf ist dick, die Schnautze spitzig, die Haare sind dunkel kastanienbraun, der Mund und der Rand der Ohren weiß. Doch gibt es auch Zobel, die braun und ganz schwarz, andere, die aschgrau und röthlich glänzend; andere, die schwarz und silberglänzend, noch andere, die ganz weiß sind, welche letzten aber sehr selten vorkommen.

Der Zobel wohnt in den nördlichen Gegenden von Asien und Amerika, und hält sich in Erdhöhlen und hohlen Bäumen auf. Er ist ein behendes, listiges und verschmitztes Thier, das sich auch zähmen läßt. Im Sommer frißt der Zobel Hasen, Eichhörnchen, Wieseln u. d. m. Im Winter Vögel, im Herbst allerley Beeren. Am Tage ruht und schläft er. In der Nacht aber gehet er auf seinen Raub aus.

In Sibirien werden Zobel in Menge gefangen. Dieß geschieht mit Netzen, mit welchen das Loch, worin sich das Thier befindet, bedeckt wird. Hat sich ein Thier darin gefangen, so hört dieß der Jäger an dem Klange der Glöckchen, mit welchen jedes Netz versehen zu seyn pflegt. Er eilt dann hinzu, und läßt das gefangene Thier durch den Hund, den er mit hat, erwürgen.

Auch Schlagbäume werden für die Zobel aufgestellt. Man legt unter sie ein Stück Fleisch; will der Zobel dasselbe wegnehmen, so zieht er auch die Stütze des Baumholzes weg, dieses fällt herab und erschlägt das Thier.

Uebrigens wird der Zobelfang in Sibirien bloß des Winters getrieben; im Frühling nimmt er ein Ende.

Mit dem Balge des Zobels wird ein starker Handel getrieben. Die schwärzesten Zobelfelle werden am meisten geschätzt, und am theuersten verkauft. Man gebraucht sie zu Kürschnerarbeiten. Für manches schöne Zobelfell zahlt man hundert Gulden und drüber.

86.

## Der Fischotter.

Max bat seinen Vater, er möchte ihm doch sagen, was der Fischotter für ein Thier sey, und der Vater erzählte ihm nun Folgendes:

Der Fischotter gehört auch zu den vierfüßigen Raubthieren. Man findet ihn fast in der ganzen Welt in nördlichen und gemäßigten Gegenden. Auch in Deutschland siehet man ihn hie und da an Flüssen und großen Teichen.

Der Balg des Fischotters hat meistens ein hell Kaffeebraunes, glattes und glänzendes Haar.

Der Fischotter lebt an Bächen, Flüssen, Teichen und Seen, die süßes Wasser haben. An ihren Ufern hat er Löcher, die bald mehr, bald weniger weit von einander entfernt sind. In diesen hauft er, streicht aber auch oft meilenweit herum. Er kann gut untertauchen, und befindet sich oft unter dem Wasser.

Für die Fische sind die Fischotter sehr gefährlich. Ein einziger von ihnen

kann oft in wenigen Tagen einen ganzen Forellenbach leer machen. Auch Krebse, Frösche und Mäuse fressen sie.

Junge Fischotter lassen sich leicht zahm machen, und zur Jagd abrichten. Man füttert sie mit Milch, Brot, Zugemüße und Fischen. Am Ende gewöhnen sie sich an alles, was der Mensch genießt.

Weil die Fischotter vielen Schaden thun, und weil sich ihr Fleisch und ihr Balg wohl benutzen läßt, so stellt man ihnen sehr nach. Ein Fischotter wiegt oft 40 Pfund. Sein Fleisch ist etwas zähe und unschmackhaft, kann aber durch Zubereitung schmackhaft gemacht werden, und dient auch, so wie Fische, zu einer Fastenspeise.

Aus den Fischotter-Fellen werden Schlafdecken, Müffe und andre Sachen gemacht. Man schätzt sie sehr und bezahlt sie theuer. Aus den feinen Haaren dieses Thieres werden Hüte, aus den Haaren des Schwanzes aber Pinsel verfertigt.

Aus Amerika bekommen wir die besten und schönsten Fischotter-Bälge.

87.

## Betragen gegen Dienstboten.

Kunigunde und Florentin waren Zwillinge. Sie kamen sehr schwach auf die Welt, und mußten sorgfältig gewartet und gepflegt werden, wenn sie nicht sterben sollten. Zum Glück hatten sie eine sehr gute, sorgsame Kindsfrau, von der sie auf das beste behandelt wurden. Sie hieß Anna. Auch ein andrer Dienstbote im Hause, Namens Katharine, nahm sich der schwachen Zwillinge an, und trug sie oft auf ihrem Arme herum.

Florentin und Kunigunde blieben am Leben, und wuchsen groß. Lieben Kinder, sagte oft die Mutter zu ihnen, ihr habt, als ihr noch klein waret, unsern Dienstboten, der Anna und Katharine, viel Sorge und Mühe gemacht; seyd nun auch dankbar dafür.

Das merkte sich besonders Florentin, der ein sehr braver Knabe war. Wo er den Dienstboten eine Gefälligkeit erweisen konnte, da that er es herzlich gern. Auch benahm er sich artig gegen sie. Wenn er von ihnen etwas wünschte, so

verlangte er es nicht in einem befehlenden Tone, sondern bat sie darum. Auch bemühte er sie nie zu oft. Wenn er ihre Hülfe nicht durchaus nöthig hatte, so ließ er sie in Ruhe.

Die zwey Dienstboten thaten dagegen dem braven Florentin alles zu Gefallen, und sagten oft: unser Florentin ist der beste junge Herr, den wir kennen.

Kunigunde aber handelte nicht so wie ihr Bruder. Sie befahl und zankte gern. War ihr etwas nöthig — und alle Augenblicke fehlte ihr was — so verlangte sie es in befehlendem Tone von der Anna oder Katharine. Wurde es ihr nicht schnell genug gereicht, so schalt sie die Dienstboten aus, und beleidigte sie bisweilen durch Spottnamen. Auch benahm sie sich gegen sie mit sichtbarem Stolze.

Anna und Katharine waren daher Kunigunden nicht geneigt, und sagten mehrmals zu ihr: Mamsell Kunigunde, Sie hätten durch Ihr Benehmen uns schon längst aus dem Hause getrieben, wenn wir nicht aus Liebe zu Ihren lieben Aeltern und Ihrem guten Bruder geblieben wären.

Seht mir nur das übermüthige Dienstvolk an! rief Kunigunde. Wie stolz es thut! Ihr steht in dem Solde meiner Aeltern; ihr seyd Dienstmägde, und müßt euch alles gefallen lassen.

„Ey, was hast du gesprochen, meine Tochter.“ — Mit diesen Worten trat die Mutter ins Zimmer, die in der Nähe gewesen war, und alles mit angehört hatte. Sie schickte die Dienstboten fort, und hielt nun an ihre Tochter eine Strafrede.

Ich hätte nicht geglaubt, sprach sie, daß du gegen Anna und Katharine so undankbar seyn würdest. Habe ich dir nicht oft gesagt, wie sehr sie sich, als du klein warst, deiner angenommen, dich gewartet und gepflegt haben? Und dafür bist du jetzt so beleidigend gegen sie! Pfuj! schäme dich!

Liebe Mutter, versetzte Kunigunde, sey nicht böse auf mich. Es sind doch nur Dienstboten —

Du sprichst sehr unvernünftig, antwortete die Mutter. Ein Dienstbote ist so gut ein Mensch als andere, und gegen Menschen muß man sich immer artig und gefällig benehmen. Denke dir einmal, wir hätten keine Dienstboten, die uns die schweren Arbeiten verrichteten, wie übel wären wir dran! Wir müßten diese Arbeiten dann selbst verrichten und uns außerordentlich plagen. Um so mehr müssen wir gegen diejenigen erkenntlich seyn, welche diese Plage für uns

übernehmen. Wir müssen ihnen dafür ihr Leben so viel als möglich zu erleichtern suchen.

Solche Vorstellungen machte die Mutter ihrer Tochter noch mehrere. Kunigunde sah ein, daß die Mutter recht hatte, und versprach, in Zukunft die Dienstboten besser zu behandeln.

Das thue ja, meine Tochter, sprach die Mutter, und denke nur recht oft daran, wie es dir wäre, wenn du dienen müßtest, und die Kinder deiner Herrschaft dich übel behandelten.

Von nun an war Kunigunde gegen Anna und Katharine herablassend und freundlich. Sie sprach nicht mehr in einem befehlerischen Tone zu ihnen, und erwies ihnen manche Gefälligkeiten.

Anna und Katharine freuten sich über Kunigundens Verändrung, und waren ihr nun von Herzen gut.

Als die beyden Dienstboten alt waren, und nichts mehr verdienen konnten, wurden sie von Florentin und Kunigunden so reichlich unterstützt, daß sie ihre alten Tage ohne Sorgen verleben konnten.

88.

## Die dienstfertige Amanda.

Liebe Amanda, sprach Julie, deine Aeltern haben dir letzthin ein schönes Buch geschenkt; du hast es vielleicht schon ganz durchgelesen —

Nein, sagte Amanda, ich stehe eben erst in der Mitte des Buches, und habe heute eine herrliche Erzählung zu lesen angefangen; ich bin aber nicht weit in dieser Erzählung gekommen, weil ich der Mutter im Garten etwas helfen wollte; jetzt will ich mich jedoch gleich hinsetzen, und die Geschichte auslesen. Ich bin außerordentlich begierig, wie sie sich endigen wird.

Nun da ist nichts, sprach Julie. Ich dachte, du hättest das Buch schon ausgelesen —

Und was dann? fragte Amanda. — Du schweigst? — O sag' es mir offen, was wolltest du?

Ich wollte dich bitten, versetzte Julie, daß du mir das Buch für heute lei-

hen möchtest. Ich habe heute ein Paar müßige Stündchen, die möchte ich gern zum Lesen anwenden.

Liebes Julchen, sprach Amanda, du sollst das Buch gleich haben; ich kann auch morgen die Geschichte weiter lesen.

Was Julie auch immer dagegen sagen mochte, Amanda wollte nichts hören, sondern holte das Buch herbey, und ließ Julien keine Ruhe, bis sie es annahm.

Du bist ein liebes, dienstfertiges Mädchen, sprach Julie, und gab Amanden einen herzlichen Kuß.

So dienstfertig war Amanda in allen Stücken. Konnte sie ihren Aeltern, Geschwistern, Freundinnen, Lehrern oder sonst irgend jemanden einen Dienst erweisen, so that sie es mit willigem Herzen. Dafür waren ihr aber auch alle Menschen gut, und wenn sie die Hülfe andrer nöthig hatte, so standen ihr diese mit Freudigkeit der Seele bey.

Dienstfertige Menschen liebt man, und ist gern gefällig gegen sie.

89.

## Die ehrliche Margrethe.

Margrethe war ein sehr armes, aber rechtschaffenes Mädchen. Einmal bat sie ihre Mutter, sie möchte ihr doch ein Paar neue Schuhe kaufen, weil die alten schon ganz zerrissen wären. —

Liebe Tochter, sprach die Mutter, ich möchte deine Bitte herzlich gern erfüllen, wenn es mir nur möglich wäre. Aber ich habe jetzt kein Geld; du mußt dich schon mit den alten Schuhen noch eine Zeitlang behelfen, und ist es nicht anders möglich, so mußt du barfuß gehen.

Margrethe gab sich zufrieden. Des Nachmittags ging sie nach der nahen Stadt, um einiges Gemüse zu verkaufen. Auf dem Wege dahin war sie so glücklich, einen Beutel mit Geld zu finden. Sie schüttete das Geld in ihre Schürze, und sah, daß unter dem Silbergelde auch Goldstücke waren.

Einige Augenblicke lang hatte Margrethe eine herzliche Freude über das

gefundene Geld. Ach, rief sie aus, jetzt kann ich mir Schuhe, und wohl auch noch manches andere kaufen!

Aber schnell genug kam Margrethe auf andere Gedanken. Wie? dachte sie bey sich, gehört denn das Geld mir? Wird der, der es verloren hat, sich darüber nicht sehr betrüben? Der arme Mensch! — Nein, das Geld kann ich nicht behalten, ich muß es dem zurückstellen, von dem es verloren worden ist.

Mit ängstlicher Eile schüttete Margrethe das Geld wieder in den Beutel, und setzte ihren Weg nach der Stadt fort.

Sie war nicht mehr weit von der Stadt, so kam ihr ein Herr auf einem schönen Pferde entgegen geritten. Mein Kind, rief er ihr zu, hast du nicht einen grünen Beutel mit Silbergeld und Ducaten gefunden? Ich habe einen verloren.

O das ist schön, sprach Margrethe, daß ich Ihnen begegne, ich hätte sonst nicht gewußt, was ich mit dem gefundenen Gelde machen soll. Hier ist der Beutel.

Der Herr stieg vom Pferde ab, und erkannte sogleich den Beutel. Er zählte das Geld, das in demselben war, und fand, daß nicht ein Heller da-

von fehlte. Du bist ein ehrliches Mädchen, sagte er mit freundlicher Miene. Habe schönen Dank, daß du mir das Verlorne wieder zugestellt hast, und hier nimm eine kleine Belohnung dafür.

Margrethe wollte nichts annehmen. Aber der Herr drückte ihr mit Gewalt einen Ducaten in die Hand, schwang sich auf sein Pferd, und rief ihr zu: adjeu, gutes Kind, und bleibe immer so ehrlich!

Margrethe verkaufte in der Stadt das Gemüse, und eilte freudig zu ihrer Mutter zurück, der sie alles Vorgefallene weitläuftig erzählte. Diese hatte ihre Freude an der Tochter, und sprach: du hast ganz recht gehandelt, daß du dem Herrn den Beutel zurück gabst; Ehrlichkeit ist mehr werth als alles Gold und Silber in der Welt.

---

## 90.

## Die ehrliche Margrethe.

(Beschluß.)

Margrethe blieb immerfort brav und ehrlich. Auf ihr Wort konnte man sich

ganz verlassen. Sie wollte lieber arm seyn, als durch Unredlichkeit sich Geld verdienen.

Als die Mutter starb, mußte sich Margrethe kümmerlich durchhelfen. Sie kam auf den Gedanken, einen Obsthandel anzufangen, und sich davon zu nähren. Durch schwere und viele Arbeiten hatte sie sich einige Gulden verdient. Dafür kaufte sie Aepfel und Birnen, und trug sie zum Verkauf nach der Stadt.

Eine alte erfahrne Obsthändlerin wollte Margrethen Unterricht in dem Handel geben. Du mußt, sprach sie zu ihr, pfiffig seyn, wenn du gewinnen willst. Du mußt das gute Obst mit dem schlechten so vermischen, daß man das letztere nicht gewahr wird, und mußt dir dann alles als gutes Obst bezahlen lassen. Wähle z. B. die schönsten Aepfel aus. Die kleinen und schlechten lege unten in den Korb, die großen dagegen oben auf. Wenn man dir dann den Korb Aepfel abkaufen will, und dich fragt, ob alle Aepfel so schön sind als die obern, so sagst du ganz dreust: alle sind so schön, ich habe nur lauter ausgewähltes Obst. Wenn man dann die Aepfel gekauft hat und sie aus dem Korbe schüttet und sieht, daß auch viele kleine und schlechte darunter sind, so wird man zu brummen und zu schmähen

anfangen. Daraus mußt du dir aber nichts machen, sondern ganz dreuste behaupten: es wäre schönes Obst und du hättest es sehr wohlfeil gegeben.

Diese Belehrung gefiel Margrethen nicht. Ich wäre ja dann nicht ehrlich, sprach sie, und ich müßte mich vor mir selbst schämen.

Paperlapa! versetzte die alte Obsthändlerin. Wer wird sich gleich schämen. Mit der Ehrlichkeit kommt man heut zu Tage nicht weit. Die Stadtleute haben Geld genug, man kann sie schon ein klein Bißchen anführen.

Margrethe ließ sich aber nicht verleiten, unehrlich zu seyn. Sie machte viel mehr immer einen Unterschied zwischen schönem und schlechtem Obste. In einen Korb that sie das große, in einen andern das kleine, und verkaufte dieses wohlfeiler. Als man in der Stadt bemerkte, daß sie so ehrlich sey, wollte jederman nur von ihr kaufen. Ihr Handel wurde dadurch mit jedem Tage stärker und sie verdiente sich ein schönes Geld dabey.

Eine rechtschaffene Familie in der Stadt that endlich Margrethen den Vorschlag, daß sie zu ihr als Wirthschafterin kommen sollte. Das that Margrethe. Acht Jahre lang blieb sie bey dieser Familie, wurde mit einem braven Gärtner bekannt, und trat mit ihm in eheliche Verbindung. Es ging ihr immer wohl.

91.

## Der eigennützige Johann.

Lieber Johann, sprach Julius, so leihe uns doch auf ein Viertelstündchen deine Trommel; es soll nichts daran verdorben werden.

Ich will es thun, sprach Johann, aber was gibst du mir?

Lieber Johann, antwortete Julius, ich werde dir ein ander Mal auch eine Gefälligkeit erweisen.

Wenn du mir deinen kleinen Ball schenkst, so sollst du die Trommel eine Stunde lang haben.

Julius hätte den Ball nicht gerne hergegeben, aber er mußte es am Ende wohl thun, wenn er die Trommel erhalten wollte.

Kaum war eine Stunde vergangen, so kam Johann und wollte seine Trommel haben. Man bat ihn, er möchte noch etwas Geduld haben, er würde die Trommel nach einer Viertelstunde bekommen. Aber Johann wollte davon nichts

hören. Erst dann, als ihm Julius ein kleines Messerchen schenkte, überließ er noch auf eine Viertelstunde die Trommel.

So handelte Johann in allen Stücken. Nichts that er umsonst. Auch suchte er unter seinen Geschwistern immer das Beste zu bekommen. Wurde Obst oder sonst etwas unter sie vertheilt, so ruhte er nicht, bis er den größern und bessern Theil erhielt.

Man nannte ihn daher allgemein den eigennützigen Johann, und niemand schätzte und liebte ihn. Und da er niemanden umsonst etwas Gutes erwies, so war man auch gegen ihn nicht gefällig.

Eigennutz ist ein häßlicher, böser Fehler.

92.

## Der Landbär.

Es gibt Landbären und Eisbären. Jene leben immer auf dem festen Lande diese findet man häufig auf dem Eismeere.

I. Theil

# Der Bärenfang.

Erzählung 92.

Den Landbär findet man in allen vier Welttheilen. Er liebt die heißen Gegenden nicht. Sein Aufenthalt sind einsame Wälder. In Deutschland ist er fast gänzlich ausgerottet. In Polen, Oestreich und Böhmen dagegen trifft man ihn noch hie und da an. Sein Kopf ist dick, die Schnautze abgestumpft, der Schwanz kurz, das Ohr klein, die Nase breit, die untere Kinnlade kürzer als die obere, der Hals kurz und dick, der ganze Leib mit langen Haaren bedeckt, seine Gestalt plump. Die Farbe des Landbären ist entweder braun oder schwarz. Weiße Landbären sind eine große Seltenheit, und finden sich nur in sehr kalten Gegenden vor.

Einsame Gegenden, wüste und bergige Länder, Sümpfe und ähnliche Orte liebt der Landbär sehr. Im Winter liegt er ganz ruhig in einer Höhle. Er hat ein sehr feines Gehör, Gesicht und Gefühl. Sein Geruch ist vortrefflich.

Der Landbär ist ein gelehriges Thier. Sieht er gleich plump aus, so kann er doch geschickt auf den Hinterbeinen gehen, schnell laufen, mit Behendigkeit auf Bäume klettern und gut schwimmen. In seinen Vorderfüßen hat er viel Kraft, und schlägt seinen Raub damit todt, oder umarmt und erwürgt

ihn. Den Menschen greift er bloß an, wenn er gereitzt wird; es ist daher sehr gefährlich, ihn zu necken.

Der Landbär nährt sich von Getreide, Beeren, Wurzeln, wildem Obst, Honig von wilden Bienen, frischem Fleisch und Aas. Er erreicht ein Alter von zwanzig Jahren und drüber. Wenn man ihn mit ausgebacknem Brote und Wasser, das mit Honig oder Bier vermischt ist, aufzieht, so wird er sehr zahm.

93.

## Noch Einiges von dem Landbär.

Mann kann den Bär, wenn man ihn groß zieht, in verschiedenen künstlichen Fertigkeiten unterrichten. So lernt er z. B. die Trommel schlagen, Purzelbäume machen, tanzen, Almosen sammeln u. d. m. In Polen gibt man sich vorzüglich damit ab, Bären zu solchen Künsten abzurichten, und dann mit ihnen herum zu ziehen.

Man kann den Bär auf verschiedene Weise fangen. Hie und da legt man Honig hin, den man mit Branntwein untermischt hat; frißt der Bär diesen Honig, so berauscht er sich davon, und kann dann leicht todt geschlagen werden, besonders wenn man ihm einen Schlag auf den Kopf gibt, der sehr empfindlich ist.

An andern Orten, besonders in Sibirien, fängt man den Bär auf eine ganz eigene Weise. Man legt auf Anhöhen Schlingen, an deren einem Ende ein Klotz angebunden ist. Fängt sich ein Bär in einer solchen Schlinge, so schleudert er zornig den Klotz von sich; dieser zieht ihn von der Anhöhe mit herab, und das Thier purzelt nun hinunter, und schlägt sich gewöhnlich todt.

In Kamtschatka bewaffnen sich die Bärenjäger mit einem langen Messer oder mit einem starken, scharf zugespitzten Eisen, und gehen damit auf den Bär entschlossen los, stoßen ihm das Messer oder Eisen in den Rachen, und tödten ihn.

Auch Gruben gräbt man hie und da, um Bären darin zu fangen. Man bedeckt sie dann mit Reisern oder andern leichten Sachen, und legt in die Mitte ein Stück Fleisch. Will der Bär dieses erhaschen, so springt er darnach und fällt in die Grube.

94.

## Und noch Etwas von dem Landbär.

So wie die meisten Thiere ihren sichtbaren Nutzen haben, so auch der Bär. Sein Fleisch hat einen süßlichen Geschmack, aber es wird an manchen Orten gegessen. Die Tatzen von ihm betrachtet man als eine Delicatesse und seine Zunge, der Kopf und die Schinken werden gleichfalls sehr geschätzt. Ein Bär wiegt bisweilen zwey Centner.

Schön weiß ist das Fett des Bären und dabey angenehm und gesund. Man schätzt es so sehr als Baumöl, und benutzt es zum Theil bey Speisen, zum Theil als Arzneymittel.

Ein großer Handel wird mit der Haut des Bären getrieben. Man benutzt sie zu verschiedenem Pelzwerk, zu Matratzen und Satteldecken.

95.

## Der Eisbär.

Der Eisbär hat einen längeren Kopf und Hals und einen kürzern Schwanz als der Landbär. Er wird sieben bis acht Fuß lang, und wiegt bisweilen selbst über sechs Centner. Sein Haar ist lang, wollig und wilchweiß.

Den Eisbär findet man an den Küsten des Eismeeres. Er legt sich oft auf große Eisschollen und schwimmt mit ihnen bisweilen mehrere hundert Meilen fort. Tief ins Land geht er nie. Seine Nahrung sind Fische, todte Seehunde, Wasservögel u. d. m. Fehlt es ihm an dieser Nahrung, so fällt er nicht nur Thiere an, sondern auch Menschen. Im Hunger soll er nicht nur Leichen aufgraben, sondern auch seines gleichen wegfressen.

Das Fett des Eisbären kann man benutzen; eben so das Fleisch. Die Haut gibt ein warmes und sehr geschätztes Pelzwerk.

96.

## Der eigensinnige Thomas.

Der kleine Thomas war kein ungeschickter, aber ein sehr eigensinniger Knabe, und machte als solcher seinen Aeltern vielen Verdruß.

Einmal besuchte ein Oncle die Aeltern des kleinen Thomas. Mein Sohn, sprach der Vater, dein Oncle möchte gern den Vers hören, den du gestern auswendig gelernt hast; sag' ihn her.

Nun wiederholte Thomas diesen Vers sehr gern. Aber gerade weil er jetzt dazu aufgefodert wurde, wollte er ihn durchaus nicht hersagen. Darüber wurde der Vater verdrießlich, und sprach: da du so eigensinnig bist, Thomas, so geh gleich aus dem Zimmer fort. — Darüber fing Thomas an zu weinen, und blieb stehen, wo er war. Der Vater ermahnte ihn mehrmals, fort zu gehen, aber der eigensinnige Knabe wollte dieß durchaus nicht thun. Da ergriff ihn der Vater bey der Hand, zog ihn aus dem Zimmer, und führte ihn in ein Kämmerchen und sperrte ihn ein.

Darüber erhob Thomas ein großes Jammergeschrey. Aber es half nichts. Nach einer Stunde kam der Vater wieder an das Kämmerchen, öffnete die Thüre, und wollte seinen Sohn heraus lassen. Aber dieser war abermals eigensinnig, und wollte die kleine Kammer nicht verlassen. Gut, sagte der Vater, so magst du darin schlafen, und ging fort.

Thomas hatte nicht erwartet, daß der Vater seinen Eigensinn so hart bestrafen würde. Er fing von neuem an zu jammern, und wollte heraus gelassen werden. Aber der Vater sagte zu ihm: Da du ein so eigensinniger Junge bist, so mußt du deine Strafe leiden.

Wirklich mußte auch Thomas in dem Kämmerchen übernachten.

Was kam aus dem Eigensinne dieses kleinen Mannes heraus? Nichts als lauter Uebles. Thomas machte durch sein eigensinniges Wesen andere Menschen verdrießlich, und schadete sich selbst. Denn niemand konnte mit ihm auskommen; niemand liebte ihn daher auch von Herzen.

97.

## Die eitle Veronika.

Veronika hielt viel auf schöne Kleider. Sie war daher nirgends lieber als bey dem Kleiderschranke, und von nichts sprach sie mit größerem Vergnügen als von Kleidern. Sah sie bey irgend einem Mädchen etwas Neues, so wünschte sie, es auch zu haben.

Veronika putzte sich sehr gern, und man fand sie daher oft beym Spiegel. Sie hatte eine zarte, weiße Haut. Darauf that sie sich viel zu Gute, und suchte ihre Haut noch zarter und weißer zu machen. Sie wusch sich daher oft mit Mandelmilch und andern Flüssigkeiten dieser Art.

Menschen, die andern gern schmeichelten, hatten ihr gesagt, sie sey ein bildschönes Mädchen, sie sey ein Engel in menschlicher Gestalt. Das hatte ihnen Veronika sogleich geglaubt, und bildete sich auf ihre Schönheit ungemein viel ein.

Man hielt sie allgemein — und das mit Recht — für ein eitles Mädchen, und lächelte über sie. Ihre Aeltern machten ihr Vorstellungen, und der Vater sagte

unter andern: „Meine Tochter, du legst auf kleine Vorzüge einen zu großen Werth; daß du eine zarte, weiße Haut hast, das will nicht viel sagen, und wird weder dich noch einen andern glücklich machen. Erwirb dir nützliche Kenntnisse und gute Gesinnungen, dann wirst du etwas besitzen, was von großem Werthe ist. Schöne Kleider — die machen noch nicht den Menschen aus. Es hat oft ein Narr und ein Bösewicht die schönsten Kleider an.

Veronika hörte zwar diese und ähnliche Ermahnungen des Vaters und der Mutter an, aber sie fruchteten nicht viel. Sie blieb ein eitles Mädchen. Da ihre Gedanken nur immer auf schöne Kleider, Putz und dergleichen Kleinigkeiten mehr gerichtet waren, so bemerkte sie von dem, was in den Lehrstunden vorgetragen wurde, sehr wenig, und blieb unwissend.

Da sie durch ihren Putz und ihre Schönheit überall zu gefallen, und andere Mädchen zu übertreffen suchte, so fanden sich diese beleidigt, und hoben fast allen Umgang mit ihr auf. Viele Menschen machten sich außerdem über ihre Eitelkeit lustig. Sie bemerkte dieß, und wurde verdrießlich. Und so brachte sie sich selbst um die Freundschaft anderer Mädchen und um ihre eigne Ruhe und Zufriedenheit.

98.

# Bernhard und Wilhelmine
oder
# Eintracht.

Du bist eine eitle Närrin! rief Bernhard seiner Schwester Wilhelmine zu, und stampfte mit den Füßen.

Und du bist ein Flegel! antwortete Wilhelmine, und machte ein Gesicht, das nicht finstrer seyn konnte.

Die Geschwister zankten sich nun tüchtig, und beynahe wäre es zu einer Schlägerey gekommen, wenn der Vater nicht in das Zimmer getreten wäre, und dem Streit ein Ende gemacht hätte.

Warum habt ihr wieder gezankt? fragte der Vater.

Wilhelmine, rief Bernhard aus, hat mir nicht meinen Drachen halten wollen; sie hat sich dafür im Spiegel besehen; sie ist recht undienstfertig.

Lieber Vater, sprach die Schwester, meine Haare hatte der Wind in

die größte Unordnung gebracht; ich mußte sie mir machen; ich mußte dabey in den Spiegel sehen; ich konnte daher den Drachen nicht halten; und darum hat Bernhard mich sogleich eine eitle Närrin gescholten.

Und du hast mich einen Flegel geschimpft! rief Bernhard, und that recht zornig.

Ihr seyd beyde zu tadeln, sagte der Vater. Ich muß mich über euch betrüben. Ihr seyd Geschwister, und doch wollet ihr euch nicht vertragen. Ihr könntet so ruhig und zufrieden leben; aber durch euer ewiges Streiten und Zanken verbittert ihr euch selbst eure Tage.

Der Vater ging verdrießlich aus dem Zimmer. Den Kindern standen Thränen in den Augen. Lieber Bernhard, sagte Wilhelmine, laß uns wieder gute Freunde seyn, und von nun an mit einander in Eintracht leben.

Bernhard streckte seine Arme nach der Schwester aus. Sie sank an sein brüderliches Herz. Gute Schwester, sprach der Bruder, bisher haben wir uns oft gezankt; das soll von nun an aufhören; unsre Eintracht soll nichts mehr stören.

Wirklich lebten beyde Geschwister von dieser Stunde an in der schönsten Ein-

tracht, die nur selten gestört wurde. Welch' ein anderes Leben war dieses jetzt! Waren wir nicht Thoren, sagten sie bisweilen, daß wir uns sonst durch Zwietracht unser Leben selbst verbitterten?

Es ist eine schöne Sache um die Eintracht. Sie verschönert und versüßt unser Leben.

---

99.

## Der Genuß des rothen Siegellackes ist schädlich.

Kilian hatte die Unart, manche Sachen, die nicht eßbar sind, zu benagen. Besonders fand er Gefallen daran, rothes Siegellack zu kauen. So wie ihm ein Stückchen in die Hände kam, war es auch sogleich in dem Munde.

Dieß trieb Kilian ziemlich lange. Erwachsene Menschen bemerkten es zwar, da sie aber nicht wußten, daß der Genuß des Siegellackes gefährlich sey, so sagten sie nichts dagegen.

Endlich wurde Kilian sehr krank. Als der Arzt hörte, er habe oft rothes

Siegellack gekaut und hinunter geschluckt, sagte er: „Kilian hat sich vergiftet. Um das Siegellack roth zu färben, bedient man sich solcher Farben, die giftig sind. Verschluckt man nun solches Siegellack, so bringt man Gift in seinen Körper.“

Darüber war Kilian nicht wenig bestürzt. Er fing an zu weinen. Ach, Gott! nun muß ich sterben, jammerte er.

Der Arzt tröstete ihn. Ich will alles thun, sagte er, dich zu retten. Aber gut wäre es gewesen, du hättest dich vor dem Kauen und dem Genuß des rothen Siegellackes in Acht genommen!

Es dauerte lange bis Kilian wieder ganz gesund wurde. Von nun an nahm er sich vor dem Siegellacke sorgfältig in Acht.

100.

## Die unglücklichen drey Brüder.

Drey Brüder besuchten eine Lateinische Schule in einer fremden Stadt. Sie mietheten sich ein Zimmer, in welchem sie alle drey mit einander wohnen wollten. Da es schon etwas schmutzig aussah, so ließen sie dasselbe weißen.

Der Maurer, der das Zimmer geweißt hatte, wurde damit erst des Nachmittags fertig, und sagte zu den drey Brüdern: diese Nacht werden Sie wohl irgend wo anders schlafen müssen, denn frisch geweißte Zimmer, so lange sie noch nicht ganz trocken sind, sind ungesund und gefährlich.

Allein die drey Brüder achteten nicht auf diese Worte des Maurers, und beschlossen, trotz seiner Warnung schon in dieser Nacht in der frisch geweißten Stube zu schlafen.

Am andern Morgen fand man alle drey Brüder todt in ihren Betten. Die Aerzte, die herbey gerufen wurden, versuchten zwar alles Mögliche, sie wieder ins Leben zurück zu rufen, aber ohne Erfolg; sie blieben todt.

Das Volk, das herbey geströmt war, um die drey unglücklichen Brüder zu sehen, bedauerte sehr das Schicksal derselben. Die Aerzte unterrichteten nun das Volk, daß man sein Leben in Gefahr setze, wenn man in frisch geweißten und noch nicht getrockneten Zimmern sich aufhält oder vielleicht sogar schläft. Die Dünste in solchen Zimmern wirken giftartig und tödten bisweilen.